

KAMPOT · DA DAB VILLAGE · ANDOUNG KHMER

Zwölf Häuser später

Meine Tochter, Kampot und ich



Heiko R.

Zwölf Häuser später

Meine Tochter, Kampot und ich

Heiko R.

Persönliche Geschichten aus Kampot
Mit sechszwanzig KI-Illustrationen

Für Laura.

Du bist die wichtigste Person
in meinem Leben.

Für meine Schülerinnen und Schüler,
die meinem Alltag so viel geben.

Inhalt

Bevor wir anfangen	6
I · EIN ANFANG MIT AUSSICHT	8
Hier war doch nichts	8
Sihanoukville bleibt zurück	12
Ein Haus ist ein Verb	15
Ein Dach über sehr vielen Gedanken	19
Die teuerste Aussicht aufs Internet	23
Der Router und die große weite Welt	27
Zwölf Häuser sind keine kleine Nebenbeschäftigung	31
Ein Dorf besteht nicht aus Hausnummern	35
Der Minimarkt und die Größe kleiner Dinge	38
Das letzte Projekt hatte Gäste	42
Was nach dem letzten Projekt bleibt	46
II · KAMPOT MIT OFFENEN AUGEN	49
Kampot hat keinen Pausenknopf	49
Ein Fluss lässt sich nicht zusammenfassen	53
Am Markt hat alles ein Gewicht	57
Pfeffer mit Adresse	61
Wenn die Sonne zur Arbeit geht	65
Der Bokor arbeitet ohne Termin	69
Hinter dem schönen Berg	73
III · WETTER UND WIRKLICHKEIT	77
Regen ist kein schlechter Charakter	77
Die Trockenzeit trägt keine weißen Handschuhe	81
Das Dach übernimmt das Gespräch	85
Drei Kilometer und eine ganze Welt	89
Urlaub ist eine andere Tätigkeit	93

IV · DIE WICHTIGSTEN VERBINDUNGEN	97
Meine Tochter hat Vorrang	97
Laura ist kein Kapitel am Rand	101
Fast alle meine Schüler	105
Der Nebensatz kennt keinen Sonnenuntergang	109
Die Bücher sitzen mit am Tisch	113
V · WEITERLEBEN	118
Krank ist krank	118
Lachen ist keine Schmerzskala	122
Kommen Sie mit offenen Augen	126
Heute ist das Haus groß genug	130
Noch ein Gedanke	134
Erinnerungen und Hintergrund	135
Quellen zum Nachlesen	137
Zum Buch	138

Bevor wir anfangen

Dieses Buch beginnt mit einem Haus. Genauer gesagt mit dem Wunsch, eines zu bauen. Im Jahr zweitausendzwölf zog ich von Sihanoukville nach Kampot. In Da Dab Village, in Andoung Khmer, etwa drei Kilometer von Kampot entfernt, standen in meinem damaligen Umfeld zwei oder drei Khmer-Hütten. Dazwischen lagen Reisfelder. Dahinter lag der Bokor. Der Ausblick war fantastisch. Eine Glasfaserverbindung gehörte noch nicht zum Ausblick.

Nach und nach baute ich zwölf Häuser, einen Minimarkt und ein Resort. Das Resort war mein letztes Projekt. Inzwischen habe ich diese Projekte verkauft. Heute lebe ich mit meiner Tochter in unserem Haus und unterrichte Deutsch online.

Ich habe Diabetes, Krebs und Parkinson. Dazu kommen starke tägliche Schmerzen. Meine Schülerinnen und Schüler wissen davon. Ich werde diese Wirklichkeit nicht verstecken. Ich möchte aber auch erzählen, warum ich meine Arbeit liebe, warum meine Tochter die wichtigste Person in meinem Leben ist und warum Kampot viel mehr verdient als den Satz »Da ist es bestimmt schön«.

Ja, es ist schön. Es ist außerdem heiß, lebendig, im Wandel und gelegentlich erstaunlich laut. Wer sich ausschließlich für makellose Ferienkulissen interessiert, muss beim Lesen vielleicht kurz den Ventilator anstellen.

Die Eckpunkte meiner Lebensgeschichte und die genannten persönlichen Zahlen beruhen auf meinen Erinnerungen. Gedankliche Dialoge, vorgestellte Alltagsszenen, Vergleiche und Pointen sind literarische Ausgestaltungen, keine wortgetreuen Gesprächsprotokolle. Die KI-Illustrationen orientieren sich bei Laura und mir an unseren Bildvorlagen. Sie zeigen stimmungsvolle Szenen und Landschaften, keine historischen Fotografien oder dokumentarischen Abbildungen der Gebäude. Ortsnamen erscheinen in der Schreibweise, die ich verwende. Dieses Buch ist ein persönlicher Blick auf Kampot, kein vollständiger Reiseführer.

I · EIN ANFANG MIT AUSSICHT

KAPITEL 01

Hier war doch nichts



Eine Landschaft mit Menschen und Reisfeldern – und Raum für meinen ersten Bau.

Wenn ich sage, dass hier früher nichts war, muss ich mich sofort korrigieren. Hier war sehr viel. Es gab Reisfelder, es gab Menschen, es gab zwei oder drei Khmer-Hütten in meinem unmittelbaren Umfeld. Es gab einen Alltag, der keinen deutschen Mann benötigte, um überhaupt stattfinden zu können. Was fehlte, waren die Häuser und Betriebe, die ich später bauen würde.

»Hier war nichts« ist also die ungenaue Kurzfassung eines Menschen, der damals nach einem Platz für sein

eigenes Haus suchte. Die Reisbauern hätten vermutlich eine andere Beschreibung gewählt. Und sie hätten recht gehabt.

Im Jahr zweitausendzwölf zog ich von Sihanoukville nach Kampot. Mein erster Bau hier war mein Wohnhaus. Kein Resort, keine Empfangshalle, keine Anlage mit einem Namen, der auf einer Visitenkarte wichtig aussieht. Ein Haus, in dem ich leben wollte. Rückblickend finde ich diese Reihenfolge vernünftig. Zuerst braucht man eine Küche. Große Pläne können auch einmal warten, während man Kaffee macht.

Da Dab Village in Andoung Khmer lag ungefähr drei Kilometer von Kampot entfernt. Drei Kilometer sind eine interessante Entfernung. Man ist nah genug, um in die Stadt zu gelangen, und weit genug, um nicht mitten in ihr zu wohnen. Auf einer Karte sieht das unspektakulär aus. Im täglichen Leben macht es einen Unterschied.

Der Bokor stand im Hintergrund. Ich sage »stand«, obwohl ein Berg im Allgemeinen keine wechselnden Beschäftigungen hat. Aber er wirkte damals wie ein fester Teil jeder Überlegung. Wo soll das Haus hin? Wie soll es aussehen? Und nebenbei: Was für ein Blick.

Ich kam mit Erfahrungen, Vorstellungen und einer wahrscheinlich etwas überdurchschnittlichen Bereitschaft, Dinge zu organisieren. Das ist eine freundliche Umschreibung dafür, dass ich gern weiß, was als Nächstes passiert. Ein Bauvorhaben ist für

solche Menschen hervorragend geeignet, diese Erwartung regelmäßig zu überprüfen.

Heute sehe ich die Gegend anders. Ich kenne die Geschichte hinter den Veränderungen. Wo andere eine Reihe von Häusern sehen, sehe ich Anfänge, Arbeit und Entscheidungen. Deshalb kann ich hier keine neutrale Führung geben. Ich bin in dieser Geschichte vorgekommen. Mitten drin sogar. Häufig mit einem Plan.

Wenn ich diese Anfänge heute beschreibe, sehe ich zwei verschiedene Bilder gleichzeitig. Das damalige Umfeld mit seiner Weite und die Gegend, in der wir jetzt leben. Die Erinnerung legt beide übereinander, aber die Wirklichkeit hat in der Zwischenzeit weitergearbeitet. Ein Feld bleibt nicht automatisch ein Feld, weil ein Mensch es so in Erinnerung behalten möchte.

Vielleicht ist das die eigenartige Aufgabe eines solchen Buches. Ich soll die frühere Gegend zeigen, ohne die heutige unsichtbar zu machen. Ich soll von meinem Anfang erzählen, ohne aus den Menschen vor Ort bloße Statisten des Anfangs zu machen. Ich soll sagen können, was ich aufgebaut habe, und trotzdem bemerken, dass ein Ort mehr ist als mein eigener Lebenslauf.

Das klingt beim Schreiben komplizierter, als es beim Blick aus einem Haus sein kann. Dort stehen verschiedene Dinge einfach nebeneinander. Ältere und neuere Gebäude, Landschaft und Alltag. Ein Mensch, der sich erinnert, muss nicht alles auf einmal entscheiden. Er darf zunächst schauen.

Mein erstes Haus war unter diesen Bedingungen ein sehr greifbarer Anfang. Es machte aus dem Satz »Hier könnte ich leben« einen Alltag, in dem irgendwann wirklich gelebt werden konnte. Mehr wollte dieser erste Satz zunächst gar nicht leisten. Den Rest der Geschichte erzählen wir lieber nach und nach.

Und angefangen hat es mit einem Wohnhaus und einem Ausblick, bei dem selbst mein innerer Organisator für einen Moment still wurde.

KAPITEL 02

Sihanoukville bleibt zurück

Ein Umzug ist zunächst eine sehr nüchterne Angelegenheit. Ein Mensch hat Dinge an einem Ort und möchte diese Dinge an einem anderen Ort haben. Daraus entstehen Kartons, Listen und die überraschende Frage, warum man Gegenstände besitzt, deren Zweck sich erst beim Einpacken wieder in Erinnerung bringt. Das eigentliche Leben zieht etwas langsamer um. Es sitzt nicht ordentlich beschriftet in einer Kiste.

Zweitausendzwoölf zog ich von Sihanoukville nach Kampot. Wer diese beiden Namen kennt, kann sich sofort Bilder dazu machen. Wer sie nicht kennt, darf sich fürs Erste merken: Ich wechselte meinen Lebensmittelpunkt innerhalb Kambodschas. Ich kam nicht als Mann an, der zum ersten Mal eine tropische Straße gesehen hatte. Trotzdem beginnt an einem neuen Ort vieles wieder von vorn. Erfahrung spart einem gelegentlich einen Fehler. Sie erspart einem nicht die Notwendigkeit, sich umzuschauen.

Mein Blick blieb an der Gegend hängen, in der ich bauen würde. Reisfelder, wenige Häuser und dahinter der Bokor. Es ist eine dieser Ansichten, bei denen ein Mensch sehr schnell einen ausgesprochen vernünftigen Gedanken entwickelt: Hier könnte ich leben. Weniger vernünftig wird es erst, wenn er aus diesem Gedanken sofort eine vollständige Kalkulation macht. Eine

Landschaft liefert nämlich keine Angebote für Zement. Ein schöner Berg sagt auch nicht, wo später die Steckdosen sitzen sollen.

Das erste Projekt war mein Wohnhaus. Dieser Anfang ist mir wichtig. Heute lässt sich die Geschichte bequem vom Ende her erzählen: zwölf Häuser, Minimarkt, Resort. Das klingt nach einem Mann, der bereits am ersten Morgen eine ganze Siedlung in der Hemdtasche hatte. Tatsächlich begann alles mit einem Haus. Die späteren Projekte standen nicht fertig hinter der ersten Tür und warteten darauf, dass ich sie herausließ.

Ein Wohnhaus ist eine sehr konkrete Entscheidung. Man kann über Zukunft sprechen und dabei sämtliche Einzelheiten offenlassen. Sobald man bauen will, fragt jemand nach Einzelheiten. Wo kommt die Tür hin? Welche Räume braucht man? Wie wird das Dach? An dieser Stelle bekommt die Zukunft plötzlich Maße. Sie verliert einen Teil ihrer eleganten Unverbindlichkeit.

Ich mag diesen Übergang. Es gibt viele Menschen, die hervorragend über Möglichkeiten reden. Ich rede auch gern. Allerdings gefällt mir der Moment, in dem etwas entsteht. Ein erster Strich auf Papier, eine erste Mauer, irgendwann ein Raum, in dem man tatsächlich stehen kann. Zwischen Vorstellung und Wirklichkeit befindet sich eine erstaunlich große Menge Arbeit. Wenn man rückblickend erzählt, muss man aufpassen, dass die Arbeit nicht hinter der schönen Vorstellung verschwindet.

Was ich damals sah, war außerdem kein leerer Ort. Die Reisfelder wurden bewirtschaftet. In den Khmer-Hütten lebten Menschen. Die Gegend hatte ihren eigenen Rhythmus. Ich kam mit meinen Plänen dazu. Das ist etwas anderes, als einen weißen Fleck auf einer Karte zu entdecken. Ein Mensch sollte den Unterschied spätestens verstehen, bevor er einen Bleistift spitzt und sehr überzeugt auf sein Grundstück zeigt.

Der fantastische Blick auf den Bokor war ein guter Grund, hier bleiben zu wollen. Zum täglichen Leben braucht es dann mehr. Man braucht Wasser, Strom, Wege, Menschen, die bestimmte Arbeiten können, und irgendwann eine Verbindung zur Außenwelt, die sich nicht allein auf das sehr zuverlässige Vorhandensein eines Berges stützt. Der Berg war schon da. Die Glasfaserleitung musste erst noch gelegt werden.

Heute gehört zweitausendzwoölf für mich zu den Jahren, an denen die Geschichte sichtbar eine neue Richtung nahm. Ich kann dieses Jahr nennen, ohne daraus eine Legende zu machen. Es war der Anfang meines Bauens hier. Aus diesem Anfang entstand nach und nach mehr, als in den ersten Satz passt.

Sihanoukville blieb zurück. Kampot wurde Alltag. Wenn ich dafür ein Bild auswählen müsste, wäre es keine dramatische Szene mit Abschiedsmusik. Es wäre ein Mann vor Reisfeldern, der auf einen Berg schaut und zugleich über ein Dach nachdenkt. Man kann wesentlich schlechter in einen neuen Lebensabschnitt beginnen.

KAPITEL 03

Ein Haus ist ein Verb



Zwischen einer Linie auf Papier und einem Haus liegt wirkliche Arbeit.

Ein Haus sieht irgendwann aus wie ein Gegenstand. Es steht da. Es hat Wände, Türen und ein Dach. In der Bauphase ist ein Haus eher ein Verb. Man bespricht, bestellt, wartet, fragt, prüft und entscheidet. »Ich baue ein Haus« klingt nach einer einzigen Tätigkeit.

Tatsächlich ist es ein erstaunlich vielseitiges Beschäftigungsprogramm.

Mein Wohnhaus war der Anfang. Wer später von zwölf Häusern hört, könnte glauben, ich hätte schon am ersten Tag eine kleine Siedlung im Kopf gehabt. So einfach

möchte ich meine Erinnerung nicht nachträglich ordnen. Ich weiß, was am Anfang stand: Ich war von Sihanoukville nach Kampot gezogen und baute hier mein Zuhause. Was daraus nach und nach wurde, gehört zur weiteren Geschichte.

Bei einem Haus treffen abstrakte Vorstellungen auf sehr konkrete Dinge. Ein schöner Gedanke muss irgendwann in Zement übersetzt werden. Eine Tür, die in der Fantasie hervorragend funktioniert, benötigt in der Wirklichkeit einen Rahmen. Das ist für mich als Sprachlehrer ein vertrautes Prinzip: Eine gute Absicht ergibt noch keinen richtigen Satz. Irgendwo muss das Verb stehen.

Beim Bauen muss es außerdem ein Dach geben. Ich halte das für einen der überzeugendsten Beiträge der Architektur. Besonders, wenn der Regen einsetzt.

Ich möchte die Menschen, die auf diesen Baustellen gearbeitet haben, nicht zu einer komischen Kulisse machen. Handwerkliche Arbeit verlangt Können. In diesem Klima verlangt sie zusätzlich eine körperliche Belastbarkeit, die man nicht dadurch entwickelt, dass man im Schatten über Liefertermine nachdenkt. Meine Pläne bauten keine Wände. Menschen bauten sie.

Das Komische an solchen Projekten liegt oft in der eigenen Rolle. Man möchte alles überblicken und entdeckt, wie viele Einzelheiten es gibt. Man hat die große Idee und steht anschließend vor der Frage, wo eine Steckdose sinnvoll wäre. Die Steckdose hat den

Vorteil, dass sie keine philosophische Antwort akzeptiert.

Mit jedem fertigen Abschnitt wird aus einem Vorhaben etwas, das benutzt werden kann. Das war für mich wichtig. Ich wollte nicht nur planen. Ich wollte sehen, dass etwas entsteht.

Als Lehrer arbeite ich heute viel mit Sprache. Das macht den Rückblick aufs Bauen besonders interessant. Im Unterricht kann ich einen Satz ändern und unmittelbar vergleichen. Auf einer Baustelle besitzen Änderungen eine andere Masse. Ein Wort lässt sich löschen. Eine Wand nimmt das Löschen nicht als vollständig ausreichende Arbeitsanweisung an.

Vielleicht habe ich deshalb für konkrete Arbeit weiterhin viel übrig. Ich weiß, dass ein Ergebnis aus vielen passenden Handlungen entsteht. Nicht aus einer einzigen besonders überzeugenden Erklärung. Die passende Erklärung hilft. Danach braucht jemand das richtige Werkzeug und das Können, damit zu arbeiten.

Beim Schreiben könnte ich den Ablauf sehr elegant machen. Drei Sätze, und ein Haus steht. Das wäre literarisch bequem und gegenüber der tatsächlichen Arbeit etwas ungerecht. Häuser verdienen ihre Zeit. Auch wenn ich nicht jede Lieferung und jeden Handgriff nachträglich aufführen kann, möchte ich wenigstens nicht so tun, als seien sie von selbst aus meinen Vorstellungen herausgewachsen.

Ein Haus ist ein Verb, weil darin so viele Tätigkeiten stecken. Später sieht man vor allem das Hauptwort. Wer darin sitzt, muss nicht ständig an diese Grammatik denken. Ich finde sie als Rückblick trotzdem ziemlich passend. Und da ich Lehrer bin, muss ich gelegentlich schließlich auch meinem Beruf ein kleines Mitspracherecht im Titel geben.

Wenn ich heute an diesen Anfang denke, sehe ich deshalb keine feierliche Gründungsurkunde. Ich sehe ein Haus, das erst gebaut werden musste. Der Bokor sah zu. Er hat sich an den Baukosten nicht beteiligt. Zumindest nicht in einer Währung, die ein Lieferant angenommen hätte.

KAPITEL 04

Ein Dach über sehr vielen Gedanken

Auf einer Zeichnung ist ein Haus erstaunlich ordentlich. Die Linien bleiben an ihrem Platz. Die Wand, die man gerade betrachtet, schickt keine Rückfrage. Der Bleistift benötigt weder Mittagspause noch eine Lieferung. Man kann eine Tür versetzen und muss anschließend lediglich radieren. In der Wirklichkeit wird aus derselben Tätigkeit eine ausgesprochen andere Veranstaltung.

Deshalb habe ich Respekt vor dem Unterschied zwischen Planen und Bauen. Beides ist notwendig. Wer den Plan völlig weglässt, erfährt später sehr anschaulich, warum Menschen Pläne erfunden haben. Wer den Plan mit dem fertigen Gebäude verwechselt, steht vielleicht mit einem hübschen Blatt Papier im Regen.

In Kampot bekommt ein Haus seine Fragen auch vom Klima gestellt. Wo ist Schatten? Wie bewegt sich Luft? Was geschieht, wenn viel Wasser kommt? Welche Fläche wird tagsüber heiß? Ein Gebäude kann auf einem Foto gut aussehen und im Alltag trotzdem ständig um Aufmerksamkeit bitten. Der tropische Himmel ist ein gründlicher Prüfer. Er benötigt dafür keine amtliche Checkliste.

Ein Dach ist unter diesen Bedingungen mehr als die oberste Linie in einer Zeichnung. Es hält Regen ab und prägt, wie man darunter lebt. Schatten ist auch keine Dekoration, die man bei der endgültigen Gestaltung nachträglich noch bestellt. Ein schattiger Platz verändert, ob man irgendwo gern sitzt. Das versteht man in einem warmen Klima schneller als in einem klimatisierten Besprechungsraum.

Ich könnte mir den europäischen Katalogsatz »lichtdurchflutet« auf einer kambodschanischen Baustelle vorstellen. Der Satz käme elegant an, würde kurz auf die Sonne schauen und anschließend um einen Ventilator bitten. Es gibt genug Licht. Die interessante Frage lautet häufig, wie man angenehm damit lebt. Ein Haus soll nicht jeden Sonnenstrahl persönlich begrüßen müssen.

Bei meinem ersten Wohnhaus ging es darum, einen Platz für mein Leben zu schaffen. Später wurden aus einzelnen Projekten zwölf Häuser. Damit vervielfachte sich nicht nur die Zahl der Dächer. Auch die kleinen Entscheidungen bekamen Nachwuchs. Fenster, Wege, Türen und Anschlüsse haben die Angewohnheit, sich nicht mit einer einmaligen Grundsatzrede zufriedenzugeben.

Das klingt vielleicht nach einer sehr trockenen Geschichte. Man muss sie allerdings nur in der Regenzeit betrachten, dann korrigiert sich dieses Adjektiv von allein. Bauen ist voller Gegensätze: Man

braucht Geduld und möchte Fortschritt. Man braucht genaue Vorstellungen und muss auf Wirklichkeit reagieren. Man soll Entscheidungen treffen und darf dabei nicht glauben, jede andere Person sehe dieselbe Sache genau wie man selbst.

Besonders die Arbeit der Menschen vor Ort verdient dabei ihren Platz. Ein ausländischer Bauherr bringt Vorstellungen und Geld für ein Projekt mit. Er bringt damit noch nicht automatisch das ganze Können mit, das auf einer Baustelle gebraucht wird. Mauern werden nicht durch Überzeugung gerade. Handwerk ist eine eigene Form von Wissen, und dieses Wissen trägt das Ergebnis.

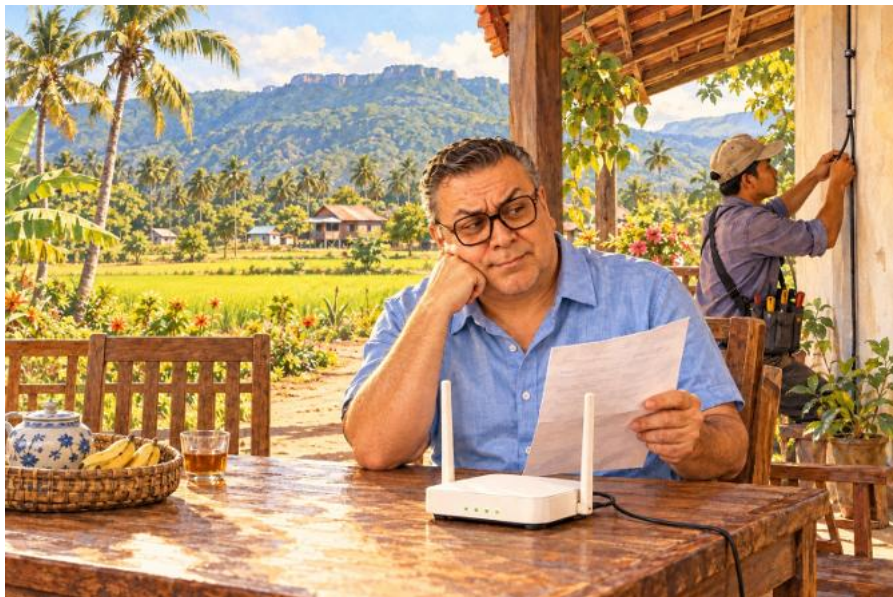
Ich finde es deshalb albern, wenn Baugeschichten ausschließlich von einem einzigen Mann handeln, der große Pläne hatte. Große Pläne können in einer Mappe wohnen. Häuser benötigen Menschen, die tatsächlich bauen. In meinem Buch darf der Erzähler ruhig ein bisschen komisch wirken. Die Menschen, deren Arbeit die Gebäude möglich machte, brauchen dafür nicht die komischen Nebenrollen zu übernehmen.

Es bleibt trotzdem genug Material zum Lachen. Schon die Vorstellung, man könne ein Bauvorhaben mit einem endgültigen Satz beruhigen, ist reizvoll. »Jetzt ist alles geklärt.« Diesen Satz sollte man einmal sauber aussprechen, vielleicht sogar aufschreiben. Danach legt man ihn vorsichtig hin und wartet ab, welche neue Frage gerade um die Ecke kommt.

Ein Dach über dem Kopf ist am Ende ein praktisches Ergebnis. Dahinter liegt ein Dach über sehr vielen Gedanken. Manche waren klug, manche mussten noch einmal betrachtet werden, und manche sahen auf Papier leichter aus als im Leben. Wenn ich heute von meinen Bauprojekten erzähle, gehört genau das dazu. Ich habe gebaut. Ich habe dabei nicht die Wirklichkeit abgeschafft.

KAPITEL 05

Die teuerste Aussicht aufs Internet



Die erste Leitung kostete dreihundert Dollar monatlich. Heute erinnere ich mich daran.

Für mein erstes Internet hier bezahlte ich dreihundert US-Dollar im Monat. Das ist keine Pointe. Die Pointe kommt später. Damals musste für ein einziges Haus eine Glasfaserleitung gelegt werden. Für meines.

Ich wohnte zwischen Reisfeldern, mit einem fantastischen Blick auf den Bokor. Der Ausblick war ausgezeichnet. Seine Fähigkeit, Daten zu übertragen, war leider begrenzt. Man konnte sehr lange auf den

Berg schauen, ohne dass eine E-Mail ihren Empfänger erreichte.

Dreihundert Dollar im Monat. Ich erwähne die Summe ein zweites Mal, weil sie es verdient. Es war nicht die übliche Situation, in der man drei Anbieter vergleicht, eine Rabattaktion entdeckt und anschließend über den Kundenservice schimpft. Erst einmal musste die Verbindung überhaupt zu diesem Haus kommen.

Heute kostet das Gleiche dreißig Dollar im Monat. Eine Null weniger. Ich freue mich über den Fortschritt. Ich hätte mich allerdings auch über eine frühzeitige Pensionierung dieser Null gefreut.

Der Unterschied zwischen damals und heute erzählt etwas über die Entwicklung der Gegend. Eine einzelne Verbindung für ein einzelnes Haus war eine besondere Angelegenheit. Heute ist mein Anschluss erheblich günstiger. Daraus folgt nicht, dass jeder Mensch in jedem Dorf dieselben Möglichkeiten hat. Es ist meine Erfahrung an diesem Ort, mit meinen damaligen und heutigen Kosten. Aber für meine Geschichte ist sie ziemlich aussagekräftig.

Internet hat etwas Merkwürdiges: Es ist unsichtbar, bis es fehlt. Ein Haus kann noch so schön sein. Wenn man online arbeitet, wird aus einem blinkenden Gerät plötzlich die wichtigste technische Einrichtung des Tages. Man nimmt den Router ernst. Man betrachtet seine Lichter. Man entwickelt Gefühle für Dinge, die eigentlich aus Kunststoff bestehen.

Ich hätte damals natürlich jedem Besucher den Bokor zeigen können. »Sehen Sie, dieser Berg.« Ein beeindruckender Satz. Noch beeindruckender wäre möglicherweise gewesen: »Sehen Sie, diese Leitung. Dreihundert Dollar monatlich.« Der Berg war größer. Die Rechnung wirkte persönlicher.

Heute bin ich Lehrer mit einer Verbindung zur Welt. Menschen sehen mich auf ihren Bildschirmen, hören meine Erklärungen und arbeiten mit mir an ihrer Sprache. Dass diese Arbeit hier stattfinden kann, erscheint inzwischen selbstverständlich. Ich erinnere mich an die Zeit, in der Selbstverständlichkeit dreihundert Dollar kostete.

Was die Leitung für ein einzelnes Haus bedeutete, versteht man vielleicht besser, wenn man den Blick auf die Umgebung dazu nimmt. Wenige Gebäude, viele Felder, ein eigener Anschluss: Ich kaufte nicht nur ein bisschen Unterhaltung für einen Bildschirm. Es musste eine Infrastruktur bis zu mir kommen. Das erklärt die ungewöhnliche Größenordnung meiner ersten monatlichen Kosten.

Aus der Ferne kann technischer Fortschritt sehr glatt aussehen. Man liest ein paar Jahre später von günstigen Anschlüssen und findet alles selbstverständlich. Die Menschen, die früher an einem Ort etwas benötigten, kannten eine andere Situation. Ihre Rechnungen erzählen davon, auch wenn sie für ein Landschaftsbuch wenig fotogen sind.

Ich finde es daher reizvoll, dass ausgerechnet diese kleine Geschichte zu den klarsten Vergleichspunkten gehört. Dreihundert Dollar, später dreißig. Keine erfundene Abenteuerfolge nötig. Die Veränderung steht bereits in zwei Zahlen, zwischen denen ein ganzer Abschnitt Ortsentwicklung Platz findet.

Der Bokor lässt sich schöner zeichnen als eine Monatsrechnung. Wir zeigen ihn auch. Für die Geschichte bekommt die Rechnung trotzdem ihren Satz. Sie war damals wirklich, und meine Begeisterung für eine gute Verbindung ebenfalls. Man kann einen Berg lieben und gleichzeitig außerordentlich froh sein, dass endlich etwas lädt.

Und wenn mich jemand fragt, was sich im Dorf verändert hat, brauche ich nicht immer eine lange Antwort. Manchmal reicht eine Rechnung mit einer fehlenden Null.

KAPITEL 06

Der Router und die große weite Welt

Ein Router ist ein wenig beeindruckender Gegenstand. Er steht irgendwo, besitzt ein paar kleine Lichter und gewinnt normalerweise keinen Schönheitswettbewerb. In einem Buch über Kampot würde man zuerst einen Berg abbilden, vielleicht den Fluss oder einen Garten. Der Router müsste wahrscheinlich lange warten, bis jemand seine literarischen Möglichkeiten erkennt.

Ich erkenne sie. Dreihundert US-Dollar monatlich für meine erste Glasfaserverbindung geben diesem Gegenstand eine gewisse Würde. Die Leitung wurde für ein Haus gelegt. Man muss sich diese Größenordnung ruhig einmal auf der Zunge zergehen lassen. Nicht zu lange, sonst wird die Rechnung davon auch nicht günstiger.

Heute kostet die vergleichbare Verbindung dreißig Dollar im Monat. Der Unterschied ist leicht auszurechnen. Ich unterrichte Deutsch, aber bei dieser Rechnung komme ich ohne Nebensatz aus. Ein Zehntel des früheren monatlichen Betrags. Wer Entwicklung in Kampot ausschließlich an neuen Fassaden erkennt, sollte gelegentlich auch auf die kleinen blinkenden Kästchen schauen.

Das Internet ist für mich längst ein Arbeitsplatz. Eine gute Verbindung bedeutet, dass Gespräche stattfinden können. Ich sehe einen Menschen auf dem Bildschirm, höre seine Fragen, erkläre etwas und bekomme eine Antwort. Zwischen meinem Haus in Kampot und dem jeweiligen anderen Ort liegt viel Entfernung. Für eine Unterrichtsstunde wird sie handhabbar.

Damit verändert sich auch die Bedeutung von Abgeschiedenheit. Als ich anfang zu bauen, gab es in meiner unmittelbaren Umgebung wenige Häuser und viel offene Landschaft. Eine Leitung macht daraus keine Großstadt. Sie macht allerdings einen Teil der Welt erreichbar. Ich kann in einem Wohngebiet bei Reisfeldern leben und trotzdem intensiv mit Menschen arbeiten, die gerade ganz andere Städte vor dem Fenster haben.

Man darf diese Möglichkeit ruhig erstaunlich finden. Gewöhnung ist manchmal ungerecht. Was anfangs neu und aufwendig war, wird später ein Gerät, dessen Lichter man nur noch beachtet, wenn sie aufhören zu blinken. Wir sind schnell bereit, technische Wunder in Haushaltsprobleme umzubenennen.

Stellen Sie sich einen rein gedanklichen Austausch zwischen mir und einem Router vor. Ich sage: »Du verbindest mich mit der Welt.« Der Router sagt selbstverständlich nichts, denn ich unterrichte noch keine Elektrogeräte. Sein Schweigen ist trotzdem sehr eindrucksvoll. Wenn er arbeitet, bemerke ich ihn kaum.

Wenn er nicht arbeitet, bekommt er unverzüglich meine ungeteilte Aufmerksamkeit. Manche Menschen würden diese Verteilung von Aufmerksamkeit gern für sich übernehmen.

Unterricht selbst bleibt jedoch menschlich. Der schnellste Anschluss kann nicht entscheiden, ob eine Erklärung gerade passt. Er kann nicht merken, dass jemand aus Unsicherheit lacht oder eine Frage noch nicht richtig formulieren kann. Technik stellt die Verbindung her. Was wir mit dieser Verbindung tun, ist unsere Arbeit.

Deshalb war mir das Internet so wichtig und ist es noch. Es gehört nicht nur zur Bequemlichkeit. Es hilft mir, meinen Beruf auszuüben, Geschichten zu schreiben und meine Materialien zu entwickeln. Der Alltag, den ich heute habe, wäre ohne diese Möglichkeit ein anderer. Das muss man nicht pathetisch erzählen. Ein funktionierendes Gespräch reicht als Beweis.

Und gelegentlich finde ich die Zusammenstellung einfach komisch: Auf der einen Seite der Bokor, der seit sehr langer Zeit keinen Ladebalken braucht. Auf der anderen Seite der Bildschirm, auf dem jemand nach der richtigen Stellung eines Verbs fragt. Dazwischen ich, der im selben Haus wohnt, arbeitet und Vater ist.

Die teuerste Aussicht aufs Internet wurde irgendwann eine gewöhnliche Verbindung. Das Besondere daran bleibt. Ich öffne meinen Unterricht und die große weite Welt passt für eine Weile auf einen Bildschirm. Danach kann ich wieder hinausblicken. Dort wartet der Berg. Ohne Passwort.

KAPITEL 07

Zwölf Häuser sind keine kleine Nebenbeschäftigung



Die gewachsene Nachbarschaft als literarisches Bild, nicht als Bauplan.

Nach und nach baute ich zwölf Häuser. Dazu einen Minimarkt und ein Resort. Schreiben lässt sich das in einer Zeile. Erledigen lässt es sich erheblich schlechter in einer Zeile.

Zwölf Häuser sind eine Zahl, bei der das Wort »nebenbei« vorsichtig verwendet werden sollte. Ein Haus bietet schon genug Möglichkeiten, sich mit Einzelheiten zu beschäftigen. Bei zwölf Häusern bleiben die Einzelheiten nicht aus Höflichkeit zu Hause.

Die Gegend veränderte sich. Wo mein unmittelbares Umfeld zuvor von Reisfeldern und wenigen Hütten geprägt gewesen war, kamen Gebäude und neue Nutzungen hinzu. Ich war der erste Ausländer, der hier gebaut hatte. Wenn ich sage, ich hätte dieses Dorf gegründet, meine ich meinen Anteil an der Entwicklung dieses Wohnumfelds. Ich habe nicht die Geschichte der Khmer-Nachbarn erfunden. Sie waren vorher da. Ihr Leben begann nicht mit meinem ersten Bauplan.

Das ist mir wichtig, gerade weil ich gern über meine Projekte spreche. Man kann auf das stolz sein, was man aufgebaut hat, und zugleich sehen, dass ein Ort mehr Geschichten enthält als die eigene.

Es gibt einen Moment, in dem ein einzelnes Haus nicht mehr nur ein einzelnes Haus ist. Um es herum entstehen Wege, Beziehungen und Gewohnheiten. Man kennt den Ort nicht mehr ausschließlich durch seine Landschaft. Man kennt ihn durch das, was täglich darin passiert.

Ich habe keine exakte Statistik darüber geführt, wie viele Gespräche zwölf Häuser erzeugen. Vermutlich wäre schon das Führen dieser Statistik ein weiteres Bauprojekt gewesen. Aber ich weiß: Man baut nicht nur Mauern. Man schafft Situationen, die anschließend organisiert werden wollen.

Von außen klingt das manchmal sehr großzügig. »Zwölf Häuser?« Da entsteht sofort ein Bild. Manchmal ein größeres, als die Wirklichkeit hergibt. Ich hatte Projekte, Arbeit und Verantwortung. Das Leben bestand nicht

darin, auf einer Terrasse zu sitzen und gelegentlich majestätisch auf Gebäude zu zeigen.

Natürlich gab es den Blick auf den Bokor. Er blieb ein guter Grund, zwischendurch aufzuschauen. Aber ein Berg erledigt keine Aufgabe, nur weil er sehr schön ist. Ich habe das mehrfach überprüft.

Bei zwölf Häusern verändert sich auch die eigene Vorstellung von dem, was eine kleine Entscheidung ist. Am einzelnen Haus wirkt ein Detail überschaubar. Wiederholt sich dieselbe Art von Frage an weiteren Gebäuden, erhält sie plötzlich einen längeren Kalender. Es ist eine freundliche Erinnerung daran, dass Größe nicht nur am fertigen Ergebnis zu erkennen ist.

Manche Menschen sehen eine Reihe von Häusern und betrachten zuerst die Außenansicht. Ich sehe beim Rückblick zusätzlich die vielen Überlegungen, aus denen diese Außenansicht entstand. Das macht mich nicht zum einzigen Menschen mit Wissen über diese Gebäude. Es erklärt nur, warum sie in meiner Erinnerung mehr Platz einnehmen als auf einem Foto.

Gleichzeitig gefällt mir, dass sie heute außerhalb meiner täglichen Zuständigkeit weiterexistieren. Ein Projekt muss nicht für immer an die Person gebunden bleiben, die es aufbaute. Es bekommt später andere Menschen, andere Aufgaben und neue Geschichten. Mein Abschnitt darin bleibt mein Abschnitt. Der nächste muss nicht von mir geschrieben werden.

Zwölf Häuser haben deshalb eine doppelte Größe. Man kann sie zählen. Man kann aber auch die Jahre darin sehen, die Arbeit und die Entwicklung meines eigenen Lebens. Auf der Visitenkarte hätte dafür niemals alles Platz gehabt. Für ein Buch ist es ein angemessen besserer Anfang.

Heute sind die Projekte verkauft. Sie gehören zu meiner Geschichte, bestimmen aber nicht mehr jede Stunde meines Tages. Ich kann auf diese Zeit zurückblicken, ohne gleich wieder das nächste Haus zu beginnen. Das halte ich inzwischen für eine durchaus nützliche Fähigkeit.

KAPITEL 08

Ein Dorf besteht nicht aus Hausnummern

Zwölf Häuser sind eine Zahl. Eine Nachbarschaft ist keine Zahl. Zwischen diesen beiden Sätzen liegt der Teil meiner Geschichte, der sich in einer Bauübersicht nur schlecht unterbringen lässt. Man kann Gebäude zählen, Dächer sehen und Grundstücke auf einer Skizze einzeichnen. Wie ein Ort zum alltäglichen Umfeld wird, lässt sich damit noch nicht vollständig erklären.

Da Dab Village, Andoung Khmer, liegt für mich etwa drei Kilometer von Kampot entfernt. Als ich hier anfang, standen in meinem damaligen unmittelbaren Umfeld zwei oder drei Khmer-Hütten. Es gab Reisfelder und diesen fantastischen Blick auf den Bokor. Ich war der erste Ausländer, der hier baute. Nach und nach kamen meine weiteren Häuser, der Minimarkt und zuletzt das Resort dazu.

Wenn ich sage, ich habe dieses Dorf gegründet, spreche ich von meinem Beitrag zu dieser Entwicklung. Ich habe Gebäude und Projekte aufgebaut. Ich habe den Menschen, die bereits hier lebten, weder ihren Anfang gegeben noch ihre Geschichte erfunden. Ein persönlicher Satz darf groß sein. Er sollte dabei wissen, wo seine Füße stehen.

Bei einem Haus denkt man zunächst an den eigenen Alltag. Bei mehreren Häusern entstehen Beziehungen zwischen den Alltagen. Ein Weg wird von verschiedenen Menschen genutzt. Ein Laden kann für mehrere Haushalte nützlich sein. Die Gegend bekommt ein anderes Gesicht. Wachstum ist nicht nur das Hinzufügen einzelner Gegenstände. Es verändert, wie Menschen sich in einem Raum begegnen.

Darin liegt etwas Schönes und etwas Verantwortliches. Wer baut, greift in seine Umgebung ein. Das kann Möglichkeiten schaffen. Es kann auch Freiraum verändern. Ich schaue heute auf eine Gegend, die anders aussieht als zu Beginn. Ich kann mich über das freuen, was entstanden ist, und zugleich die damalige offene Landschaft in Erinnerung behalten. Für diese beiden Gedanken brauche ich keine getrennten Köpfe.

Ich mag den Ausdruck Nachbarschaft, weil er weniger nach Besitz klingt als der Ausdruck Projekt. Ein Projekt hat einen Anfang, eine Aufgabe und irgendwann ein Ergebnis. Eine Nachbarschaft lebt danach weiter. Sie gehört zum Alltag der Menschen, die dort wohnen. Ein Bauherr kann seine Projekte verkaufen. Das Leben zwischen den Häusern lässt sich nicht einfach mit in einen Karton legen.

Es wäre reizvoll, im Rückblick die Entwicklung als geraden Weg zu zeichnen. Erst ein Haus, dann die nächsten, anschließend Laden und Resort: fertig. So entstehen sehr übersichtliche Geschichten. Die

Übersicht hat allerdings einen Preis. Sie macht aus jahrelanger Arbeit einen Nachmittag, an dem jemand mehrere Punkte auf einer Liste abhakt.

Ich möchte stattdessen die Größenordnung im Gefühl behalten. Zwölfmal über ein Haus nachdenken, zwölfmal Entscheidungen treffen, immer wieder beobachten, was ein Gebäude später braucht. Dazu die anderen Projekte. Man muss diese Geschichte nicht mit erfundenen dramatischen Baustellenepisoden ausstaffieren. Die Menge der wirklichen Arbeit ist bereits erheblich.

Heute steht für mich außerdem ein anderer Maßstab vorn. Ich lebe mit Laura hier und unterrichte. Die Frage, wie viele Gebäude ich gebaut habe, gehört zu meiner Geschichte. Die Frage, wie unser heutiger Tag gelingt, steht am Morgen näher. Eine Nachbarschaft sieht beides: was ein Mensch beigetragen hat und dass er anschließend weiterhin ein Mensch bleibt.

Vielleicht macht gerade das einen Ort persönlich. Ich kann durch meine Erinnerung nicht nur Gebäude sehen. Ich sehe den Anfang mit dem Wohnhaus, die Zeit des weiteren Bauens und den Übergang in meinen heutigen Alltag. Eine Karte zeigt drei Kilometer. Meine Gedanken benötigen dafür etwas mehr Platz.

Ein Dorf besteht eben nicht aus Hausnummern. Wenn es so einfach wäre, müsste man für eine gute Nachbarschaft nur ordentlich zählen können. Selbst als Lehrer finde ich das eine ziemlich begrenzte Vorstellung vom Zusammenleben.

KAPITEL 09

Der Minimarkt und die Größe kleiner Dinge



Die Größe kleiner Dinge: Versorgung gehört zum Alltag.

Ein Minimarkt klingt bescheiden. Das Wort beginnt bereits mit einer Einschränkung. »Mini« beruhigt Menschen, die bei einem Projekt gern wissen möchten, ob es überschaubar bleibt. Ein Laden lässt sich von dieser Bezeichnung allerdings nicht beeindrucken.

Ich baute einen Minimarkt. Er gehörte zur Entwicklung der Gegend und zu meinen Projekten. Für mich passt er besonders gut in diese Geschichte, weil er an etwas

erinnert, das in großen Plänen leicht untergeht:
Menschen brauchen alltägliche Dinge.

Ein Ausblick auf den Bokor ist fantastisch. Wenn man etwas für den Haushalt benötigt, hat der Ausblick allerdings keine Regale. Ein Haus wird nicht allein dadurch alltagstauglich, dass man es fotografieren möchte. Es muss auch in einer Umgebung stehen, in der das Leben stattfinden kann.

Ein kleiner Laden ist deshalb mehr als ein Punkt auf einer Skizze. Er bedeutet Nähe zu dem, was man sonst erst holen müsste. Und er ist ein Ort, an dem Menschen einander begegnen können, ohne eigens ein Treffen zu vereinbaren.

Mich interessiert an einem Ort genau diese Mischung aus großen Bildern und kleinen Notwendigkeiten. Ein Besucher sieht vielleicht zuerst die Landschaft. Ein Bewohner denkt zusätzlich daran, was noch fehlt, bevor der Abend beginnen kann. Beide sehen dasselbe Dorf. Sie haben nur unterschiedliche Einkaufslisten.

Man könnte aus meiner Baugeschichte eine Reihe eindrucksvoller Überschriften machen. Wohnhäuser. Minimarkt. Resort. Ich finde die alltägliche Seite mindestens genauso interessant. Etwas entsteht, und dann muss es funktionieren. Das ist eine vernünftige Prüfung jeder Idee.

Ich war früher im Hotelbereich tätig. Dort lernt man schnell, dass die Bedeutung einer Sache nicht immer zu

ihrer Größe passt. Eine große Anlage kann sehr beeindruckend sein. Für jemanden, der gerade etwas Bestimmtes braucht, ist dieses kleine bestimmte Etwas jedoch überraschend wichtig.

Heute unterrichte ich Sprache. Auch dort zählen die kleinen Dinge. Eine Präposition fällt kaum auf, bis sie falsch ist. Dann steht plötzlich jemand auf dem Bahnhof statt am Bahnhof. Man kann darüber reden. Man sollte nur wissen, ob er gerade auf dem Dach steht.

An einem Minimarkt gefällt mir auch die kleine Entfernung zwischen Bedarf und Möglichkeit. Jemand braucht etwas Gewöhnliches. Wenn es in der Nähe verfügbar ist, wird der Tag ein Stück einfacher. Für diese Wirkung muss niemand eine feierliche Eröffnungsmusik hören. Sie zeigt sich später in den wiederkehrenden kleinen Erledigungen.

Beim Erzählen über eine Gegend wird Versorgung leicht von Aussicht überstrahlt. Die Aussicht braucht nur einen schönen Satz. Versorgung besitzt viele einzelne Handgriffe. Waren müssen kommen, liegen, verkauft und wieder ergänzt werden. Das ist eine andere Art von Lebendigkeit, aber deshalb keine geringere.

Ich baute den Minimarkt als Teil meiner Projekte hier. Für mich gehört er in dieselbe Geschichte wie die Häuser, weil beides mit Alltag zu tun hat. Menschen ziehen nicht in eine Gegend, um dort ausschließlich Gebäude von außen anzuschauen. Sie möchten darin

leben. Zum Leben gehören Dinge, die auf einer Bauzeichnung nicht unmittelbar hervorstechen.

Ein kleiner Laden kann deshalb ein sehr guter Hinweis auf einen gewachsenen Ort sein. Er verspricht kein großes Erlebnis. Er bietet etwas Brauchbares. Auch ein Deutschlehrer weiß gelegentlich zu schätzen, wenn die Dinge ihren einfachen Zweck erfüllen und dafür nicht erst drei Nebensätze benötigen.

Vielleicht habe ich deshalb ein gewisses Verständnis für Minimärkte. Kleine Dinge können den Alltag erheblich erleichtern. Sie dürfen nur nicht glauben, dass »mini« sie von jeder Verantwortung befreit.

KAPITEL 10

Das letzte Projekt hatte Gäste



Das letzte Bauprojekt: eine illustrative Vorstellung seiner Atmosphäre.

Das Resort war mein letztes Bauprojekt. Wenn ich diesen Satz heute schreibe, enthält das Wort »letztes« eine Klarheit, die im laufenden Leben nicht immer so bequem vorhanden ist. Während man arbeitet, heißt es häufig einfach: das nächste Projekt. Erst später weiß man, welchen Platz es in der eigenen Geschichte hatte.

Ein Resort weckt Vorstellungen. Erholung. Urlaub. Ein angenehmer Aufenthalt. Menschen kommen an und möchten ihre freien Tage genießen. Das ist

nachvollziehbar. Niemand reist mit dem ausdrücklichen Wunsch an, sich gründlich mit den organisatorischen Hintergründen eines Betriebs zu beschäftigen.

Für mich war die Arbeit dahinter vertraut. Meine berufliche Geschichte im Hotelbereich hatte mir gezeigt, dass Gastlichkeit sehr viel mit Vorbereitung zu tun hat. Damit andere sich entspannen können, muss jemand aufmerksam sein. Ein Ort wird nicht gemütlich, weil man das Wort »gemütlich« auf eine Broschüre druckt.

Das Resort markierte den Abschluss meiner Bauprojekte. Es war Teil dessen, was ich in dieser Gegend aufgebaut habe. Und es verband meine frühere berufliche Erfahrung mit meinem Leben in Kampot.

Das Komische an Urlaubsorten ist der Blick von außen auf die Menschen, die dort arbeiten. Wer im schönen Umfeld lebt, muss doch selbst ständig Erholung haben. Ein erstaunlicher Gedanke. Übertragen auf eine Bäckerei müsste der Bäcker den ganzen Tag frühstücken. In einem Hotel müsste der Direktor den ganzen Tag schlafen. Beides wäre für den Betrieb vermutlich schwierig.

Kampot war mein Lebensort. Arbeit blieb Arbeit, auch wenn der Hintergrund sehr fotogen war. Ein Problem löst sich nicht dadurch, dass neben ihm eine Palme steht. Eine Palme macht es allerdings leichter, ein hübsches Foto vom ungelösten Problem zu machen.

Inzwischen habe ich auch dieses Projekt verkauft. Ich muss den Verkauf hier nicht zum dramatischen Wendepunkt aufblasen. Er ist ein Teil der Veränderung meines Lebens. Ich schaue auf das zurück, was entstanden ist, und lebe heute anders.

Wenn jemand meine Geschichte hört, landet er vielleicht zuerst beim Resort. Ich selbst lande am Ende bei unserem Haus, meiner Tochter und meinem Unterricht. Die Reihenfolge der Aufmerksamkeit hat sich verschoben.

Ein Resort verbindet unterschiedliche Erwartungen. Wer zu Besuch kommt, möchte vielleicht Zeit abgeben: für eine Pause, einen Aufenthalt, einen angenehmen Ort. Wer eine solche Anlage aufbaut, hat vorher eine ganze Reihe von Aufgaben, damit diese Pause überhaupt einen Platz findet. Das fertige Bild zeigt den Raum. Es zeigt die Vorgeschichte nicht automatisch mit.

Bei meinem letzten Projekt gehörte genau diese Verbindung dazu. Ein Gebäude ist nicht nur eine Außenansicht. Räume werden für eine bestimmte Nutzung gedacht. Wege, Schatten und die Atmosphäre spielen eine Rolle. Man plant für Menschen, die später für eine Weile dort sind und mit ganz eigenen Vorstellungen ankommen.

Ich kann heute darüber erzählen, ohne Zimmerzahlen oder konkrete Gästegeschichten hinzuzuerfinden. Die Bedeutung des Resorts liegt für mich in seiner Stellung am Ende meiner Projekte. Ein Abschnitt meiner

Geschichte fand damit eine letzte große Form. Danach bekam mein heutiger Alltag andere Schwerpunkte.

Vielleicht ist das der interessante Übergang: Ich hatte Räume für Menschen gebaut. Heute arbeite ich viel in Gesprächen mit Menschen. Die Tätigkeiten sind verschieden. Die Aufmerksamkeit dafür, was jemand braucht, bleibt mir vertraut. Ein Gast und ein Schüler haben nicht dieselbe Frage. Trotzdem hilft es in beiden Fällen, erst einmal richtig zuzuhören.

Das letzte Projekt hatte Gäste. Mein heutiger Alltag hat Schüler. Und ein Mädchen, das mir wichtiger ist als sämtliche Projekte zusammen.

KAPITEL 11

Was nach dem letzten Projekt bleibt

Ich habe die zwölf Häuser, den Minimarkt und das Resort inzwischen verkauft. Der Satz ist kurz. Er klingt beinahe so, als könnte man damit auch alles verkaufen, was in diesen Projekten an Arbeit und Erinnerung steckt. Das geht selbstverständlich nicht. Man gibt Gebäude und Betriebe weiter. Die Jahre bleiben in der eigenen Geschichte.

Das Resort war mein letztes Projekt. Ich finde dieses Wort »letztes« im Rückblick bemerkenswert. Während eines Projekts nimmt die Gegenwart sehr viel Platz ein. Was muss entschieden werden? Was ist als Nächstes nötig? Was funktioniert bereits, was noch nicht? Erst später steht das Ganze in einer Reihe und bekommt einen festen Platz am Ende.

Heute ist diese Reihe nicht mehr meine tägliche Aufgabenliste. Ich muss nicht so tun, als wäre jede frühere Tätigkeit noch mein gegenwärtiger Beruf. Ich habe gebaut. Ich habe diese Projekte verkauft. Ich arbeite als Deutschlehrer, schreibe und lebe mit meiner Tochter. Darin liegt keine Lücke, die man sofort mit einem neuen Bauvorhaben schließen müsste.

Es gibt Menschen, die bei einem solchen Übergang zuerst fragen, was als Nächstes größer werden soll. Ich

kann das verstehen. Ich war selbst jemand, der nach einem Haus weitere Häuser baute. Die Vorstellung, Entwicklung müsse immer mehr Fläche einnehmen, wirkt nach dieser Vorgeschichte nicht völlig zufällig.

Trotzdem kann Entwicklung auch die Richtung wechseln. Ein guter Unterricht nimmt nicht unbedingt mehr Raum ein als ein schlechter. Ein Gespräch mit der Tochter wird nicht wichtiger, weil der Tisch größer ist. Ein Buch braucht Seiten, aber die Seiten müssen etwas erzählen. Man kann seine Aufmerksamkeit anders verteilen, ohne plötzlich keine Ideen mehr zu haben.

Meine Ideen haben jedenfalls nicht verstanden, dass sie sich bitte in Ruhe zurückziehen sollen. Sie treten nach wie vor auf. Für Unterricht, für Übungen, für Geschichten. Manche Menschen sammeln Dinge. Ich habe gelegentlich den Eindruck, dass ich Möglichkeiten sammle. Das ist praktisch, bis eine Möglichkeit an die Tür klopft und sofort bearbeitet werden möchte.

Wenn ich mein heutiges Leben als Projektliste schriebe, würde sich darin eine sehr merkwürdige Vermischung ergeben: Unterricht vorbereiten, eine Grammatikfrage klären, Zeit für Laura, Schmerzen aushalten, ein Kapitel schreiben. Der Punkt mit Laura gehört selbstverständlich auf keine betriebliche Liste. Sie ist meine Tochter, keine Aufgabe mit Abgabetermin. Trotzdem zeigt dieser Gedanke, wie viele verschiedene Dinge in einem normalen Tag zusammenkommen.

Ich möchte meinem früheren Aufbau auch nicht nachträglich die Bedeutung absprechen. Die Häuser, der Laden und das Resort waren wirkliche Arbeit. Sie veränderten die Gegend und einen großen Teil meines eigenen Lebens. Es wäre ebenso schief, sie heute kleinzureden, wie sich nur noch über diese Projekte zu erklären.

Ein Haus kann fertig werden. Ein Mensch wird nicht auf dieselbe Weise fertig. Es gibt kein Übergabeprotokoll, auf dem man bestätigt, nun seien alle wesentlichen Entwicklungen abgeschlossen. Ich kann auf meine Geschichte zurückblicken und gleichzeitig noch mitten in meinem Leben stehen. Das passt durchaus zusammen.

Wenn ich an den Bokor denke, fällt mir dieser Übergang leichter. Der Berg war schon da, als ich meinen ersten Bau plante. Er blieb da, während die anderen Projekte entstanden. Er ist auch jetzt Teil des Blicks auf unsere Gegend. Seine beeindruckende Leistung besteht unter anderem darin, meine beruflichen Änderungen nicht persönlich zu nehmen.

Was bleibt nach dem letzten Projekt? Die Erinnerung an das, was ich aufgebaut habe. Die Gegend, in der ich lebe. Meine Freude am Unterrichten. Die Geschichten, die noch geschrieben werden wollen. Und vor allem Laura.

Das ist keine kleine Antwort. Sie enthält nur weniger Dächer.

II • KAMPOT MIT OFFENEN AUGEN**KAPITEL 12**

Kampot hat keinen Pausenknopf



Kampot am Fluss. Die Stadt ist mehr als eine Ferienkulisse.

Kampot liegt im Süden Kambodschas. Der Fluss gehört zur Stadt, der Bokor zum Blick auf die Region, und Pfeffer gehört zu den Dingen, mit denen der Name Kampot weit über Kambodscha hinaus verbunden wird. Das sind gute erste Anhaltspunkte. Sie ersetzen nur noch kein Gefühl für den Ort.

Wer an den Fluss kommt, sieht Wasser, Boote und Uferbereiche, in denen gewohnt, gearbeitet und Besuch empfangen wird. Kampot ist eine Stadt mit einem Alltag. An manchen Stellen laden ältere Gebäude zum Hinschauen ein. An anderen ist die Veränderung deutlich sichtbar. Dazwischen bewegen sich Menschen, die nicht eigens für das Urlaubsfoto eines anderen stehen geblieben sind.

Man liest gern, Kampot sei entspannt. Ich verstehe, was damit gemeint ist. Gleichzeitig ist »entspannt« ein Wort, das gelegentlich mit »geräuschlos« verwechselt wird. Diese beiden Begriffe haben keine feste Partnerschaft. Verkehr, Gespräche und Arbeit können auch an einem Ort stattfinden, an dem Besucher sehr gern einen zweiten Kaffee bestellen.

Die Stadt entwickelt sich. Es wird gebaut, es entstehen Angebote, und Orte verändern ihr Gesicht. Das ist nicht ausschließlich gut oder ausschließlich schlecht. Ein neues Gebäude kann eine Möglichkeit schaffen und zugleich einen vertrauten Anblick verdrängen. Wer lange irgendwo lebt, bemerkt beides.

Ich habe selbst gebaut. Deshalb wäre es ein bisschen bequem, jetzt jede Veränderung zu beklagen, als hätte ich grundsätzlich nur Reisfelder betrachtet. Ich bin Teil dieser Geschichte. Ich kann mich über Entwicklungen freuen und andere kritisch sehen. Aber ich kann mich nicht nachträglich aus dem Bild herausradieren.

Kampot ist auch kein Strandort, nur weil die Provinz zur Küstenregion gehört. Die Stadt liegt am Fluss. Wer mit der Vorstellung ankommt, gleich aus dem Café in die Meeresbrandung zu laufen, sollte seine geografische Begeisterung noch einmal sortieren. Wasser ist nicht automatisch dasselbe Wasser.

Mir gefällt, dass man hier viele Eindrücke nicht auf einmal erfassen kann. Der Blick vom Ufer erzählt etwas anderes als der Weg durch ein Wohngebiet. Ein Markt erzählt wieder etwas anderes. Und drei Kilometer außerhalb meines alltäglichen Stadtbezugs begann damals meine eigene Geschichte mit einem Haus.

Wenn dieses Buch Lust auf Kampot macht, dann hoffentlich auf eine wirkliche Stadt. Auf einen Ort, der schön sein kann, ohne jeden Moment bequem zu sein. Wer beides aushält, sieht mehr.

Ich finde, eine Stadt wird sympathischer, wenn sie nicht ununterbrochen gefallen muss. Kampot darf Verkehr haben und dennoch schöne Momente. Es darf neue Gebäude geben und zugleich Erinnerungen an ältere Ansichten. Es dürfen Menschen arbeiten, während andere gerade die Ruhe suchen. Ein wirklicher Ort lässt sich nicht für jedes einzelne Bedürfnis gleichzeitig passend einstellen.

Wer länger hinschaut, findet deshalb mehr als das Etikett »entspannt«. Er findet Übergänge, Unterschiede zwischen Straßen und Zeiten, Arbeit und Freizeit. Das ist nicht die Entzauberung einer schönen Stadt. Es ist

ihre Erweiterung. Aus dem ersten angenehmen Eindruck entsteht vielleicht eine Bekanntschaft, die etwas aushält.

Mir ist diese Erweiterung beim Schreiben wichtig. Ich möchte Leser nach Kampot einladen, nicht in eine Version der Stadt, die ich dafür von allen gewöhnlichen Eigenschaften befreit habe. Sonst käme man an und müsste feststellen, dass die Wirklichkeit ihren Teil der Vereinbarung nicht erhalten hat.

Ein guter Ort kann uns interessieren, ohne uns jede Unbequemlichkeit abzunehmen. Manchmal bleibt gerade davon eine klare Erinnerung: dass nicht alles auf uns zugeschnitten war und wir trotzdem gern dort waren. Kampot hat genug eigenes Leben. Das ist aus meiner Sicht ein Grund, es kennenlernen zu wollen.

Der Pausenknopf gehört an die Fernbedienung. Kampot macht weiter.

KAPITEL 13

Ein Fluss lässt sich nicht zusammenfassen



Wasser, Arbeit und Landschaft gehören zusammen.

Wenn Sie Kampot kennenlernen möchten, stellen Sie sich zunächst ans Wasser. Nicht, weil sich damit die ganze Stadt erklären ließe. Gerade weil es von dort aus deutlich wird, wie wenig ein einziger Satz genügt. Es gibt Bewegung auf dem Wasser und Bewegung am Ufer. Menschen arbeiten, wohnen, essen, unterhalten sich. Eine Stadt muss ihre alltäglichen Dinge auch dann erledigen, wenn jemand sie besonders schön findet.

Der Fluss ist mit dem Hinterland und mit dem Meer verbunden. Das Kampong-Bay-Flussgebiet reicht über das Bild hinaus, das Besucher am Ufer sehen. Wasser durchzieht Landschaften, wird für verschiedene Zwecke gebraucht und fließt weiter. Am Ende reicht es nicht, lediglich eine hübsche Oberfläche zu betrachten. Zur Region gehören Landwirtschaft, Fischerei, Siedlungen und Tourismus. Sie treffen nicht in getrennten Welten aufeinander.

Für einen Besucher kann das Ufer ein Platz für eine Pause sein. Für einen anderen Menschen ist es Teil seines Arbeitswegs oder seiner Arbeit. Schon dieser kleine Unterschied macht einen Ort interessanter. Derselbe Blick kann Feierabend, Alltag oder Ausflug bedeuten. Wer nur die eigene Bedeutung gelten lässt, sieht vom Ort weniger, als vor ihm liegt.

Ich mag die Vorstellung, man würde die Aufmerksamkeit am Fluss einmal langsam einstellen, wie früher einen Radiosender. Zuerst findet man nur das große Bild: Wasser, Himmel, Häuser. Dann treten Einzelheiten hervor. Ein Boot, eine Spiegelung, Bewegung an einem Ufer. Man muss nichts Spektakuläres hinzufügen. Die Dinge sind bereits da. Sie müssen nur aus dem Hintergrund in den Blick rücken.

Natürlich ist das auch für einen Erzähler eine Versuchung. Wasser klingt in einem Buch schnell nach Ruhe, Weisheit und einer sehr tiefen Erkenntnis über das Leben. Man sollte aufpassen, dass man einen

normalen Fluss nicht mit sämtlichen philosophischen Aufgaben belastet. Er hat schon genug zu transportieren. Wenn ich eine große Erkenntnis unbedingt benötige, kann ich sie selbst übernehmen.

Kampot liegt am Fluss, nicht unmittelbar an einem Sandstrand. Die Provinz gehört zur Küstenregion. Das bedeutet jedoch nicht, dass man in der Stadt nach zwei Schritten aus jedem Café im Meer steht. Wer das erwartet, wird möglicherweise viel laufen und sich anschließend über die Reisebeschreibung wundern. Geografie kann freundlich sein. Sie ist trotzdem nicht verpflichtet, unseren Vorstellungen entgegenzukommen.

Am Wasser zeigt sich auch, dass Kampot sich verändert. Neue Nutzungen kommen hinzu, die Bedeutung von Tourismus wächst, und damit werden Fragen nach Raum, Abwasser, Natur und Alltag konkreter. Ein schöner Ort kann Belastungen haben. Gerade seine Schönheit ist ein Grund, sie ernst zu nehmen. Es wäre eine merkwürdige Form von Wertschätzung, nur das Bild zu lieben und das Wasser dahinter zu vergessen.

Ich will daraus keine Rede am Ufer machen. Niemand muss beim zweiten Kaffee zunächst ein Seminar über Flussgebiete besuchen. Es reicht, sich darüber im Klaren zu sein, dass andere Menschen diesen Ort auch brauchen. Rücksicht ist kein kompliziertes Reisefach. Man kann sie ohne Zertifikat anwenden.

Für mich führt der Flussblick außerdem wieder zum eigenen Alltag zurück. Ich lebe etwa drei Kilometer von

Kampot entfernt. Stadt und Dorf sind nah beieinander und trotzdem keine identischen Ausschnitte des Lebens. Die Stadt hat ihr Ufer. Meine Erinnerung an den Anfang hier hat Reisfelder und den Bokor. Beides gehört zu Kampot, aber es erzählt unterschiedliche Geschichten.

Wenn ich Lust auf diesen Ort machen möchte, dann deshalb mit mehreren Bildern. Eine einzige Abendansicht wäre hübsch. Sie wäre nicht genug. Zeigen wir das Wasser, die Häuser, die Menschen bei ihrer Arbeit, die kleinen Läden und die Landschaft außerhalb der Stadt. Erst dann bekommt der Ort die Tiefe, die man beim bloßen Vorbeifahren so leicht übersieht.

Vielleicht bleiben Sie beim Fluss länger stehen, als Sie geplant hatten. Das wäre kein schlechtes Ergebnis. Sie müssen daraus kein Erlebnis machen, das später unbedingt besonders klingt. Ein genauer Blick genügt. Kampot kann eine Einladung sein, für eine Weile weniger zusammenzufassen und mehr zu sehen.

KAPITEL 14

Am Markt hat alles ein Gewicht



Farben, Ware und Arbeit: ein Markt zeigt den alltäglichen Ort.

Ein Markt ist ein guter Ort, um die eigene Vorstellung von einem Land zu überprüfen. Auf einer Postkarte kommt vieles ohne Gewicht aus. Eine Mango leuchtet, ein Gemüse sieht frisch aus, und ein freundlicher Mensch steht dort, wo der Betrachter ihn gern hätte. Am Markt haben die Dinge Gewicht, Preise, Wege und Menschen, die damit arbeiten. Das gefällt mir besser.

Kampot lässt sich nicht nur über schöne Aussichten erzählen. Wer die Stadt kennenlernen möchte, sollte ihre

Versorgung und ihre Arbeit mitdenken. Obst und Gemüse erscheinen nicht morgens durch einen tropischen Zauber. Jemand baut an, erntet, transportiert, sortiert, verkauft und kauft. All das gehört zu dem Ort, an dem ein Besucher anschließend entspannt etwas essen möchte.

Stellen Sie sich für dieses Kapitel einen Gang durch einen kambodschanischen Markt vor. Dies ist keine nachträglich erfundene Erinnerung an einen bestimmten Einkauf von mir. Es ist eine Einladung zum Hinsehen. Sie sehen Körbe, Ware, Hände, die etwas auswählen oder abwiegen. Sie hören mehrere Gespräche zugleich. Vielleicht nehmen Sie zuerst nur Farben wahr. Wenn Sie länger schauen, entdecken Sie die vielen Tätigkeiten darin.

Die Verkäuferin ist dabei kein Bestandteil einer Ausstellung. Sie arbeitet. Das klingt selbstverständlich, muss aber gelegentlich in Erinnerung gerufen werden. Wer einen Menschen fotografieren möchte, kann fragen. Wer nichts kaufen möchte, muss nicht so tun, als kaufe er die Aufmerksamkeit des anderen bereits mit dem mitgebrachten Fotoapparat.

Ich finde Märkte außerdem interessant, weil sie eine große Behauptung über ein Land schnell in sehr kleine Fragen verwandeln. Man kommt mit der Vorstellung »Kambodscha ist so und so« und steht kurz darauf vor einem Gegenstand, dessen Namen man noch nicht

kennt. Der große Satz bekommt eine Pause. Das ist häufig ein Fortschritt.

Als Sprachlehrer kenne ich den Wert solcher Situationen. Es ist nützlich, etwas fragen zu können. Es ist ebenfalls nützlich, zu bemerken, dass man eine Antwort noch nicht ganz versteht. Kommunikation besteht nicht darin, auf Anhieb überall überlegen aufzutreten. Sie besteht zunächst darin, miteinander weiterzukommen.

Ich spreche auch Khmer. Trotzdem macht mich das nicht zum Besitzer jeder Gesprächssituation. Eine Sprache zu sprechen heißt nicht, alle Menschen, Waren, regionalen Besonderheiten und Gewohnheiten vollständig zu kennen. Es erweitert die Möglichkeiten. Es lässt einem weiterhin genug Gelegenheit, aufmerksam zu sein.

Manchmal stelle ich mir vor, ein deutscher Sprachkurs würde wirklich sämtliche Einkäufe des Lebens abdecken wollen. Nach »Ich hätte gern ein Kilo« kämen etwa achthundert weitere Seiten. Denn die Grammatik hilft beim Satz. Sie entscheidet nicht, ob die Frucht reif ist, wie man etwas zubereitet oder was man heute überhaupt braucht. Ein Wörterbuch und ein Abendessen haben verschiedene Aufgaben.

Auf einem Markt begegnet man dieser praktischen Seite von Sprache unmittelbar. Etwas zeigen, etwas zählen, nachfragen, freundlich bleiben. Die schönste lange Formulierung ist nicht automatisch die nützlichste. Wenn das Gespräch mit einem einfachen Satz gelingt,

muss niemand anschließend einen Nebensatz aus Dankbarkeit hinzufügen.

Auch deshalb gehört mein Minimarkt in diese Geschichte. Er war kleiner als der Markt einer Stadt. Der grundlegende Gedanke ist verwandt: Menschen brauchen Dinge im Alltag, möglichst so, dass sie gut an sie herankommen. Ein Ort wird nicht nur durch Aussicht lebenswert. Er wird durch vieles lebenswert, das auf einem Landschaftsfoto gar nicht auffällt.

Sie können an einem Markt sehr viel entdecken, ohne jede Entdeckung sofort bewerten zu müssen. Etwas ist Ihnen unbekannt? Gut. Dann ist es unbekannt. Daraus folgt noch kein Urteil über die Menschen, die damit täglich umgehen. Es folgt zunächst eine Frage. Ich halte Fragen seit vielen Jahren für ein recht brauchbares Werkzeug.

Wenn dieses Buch Kampot lebendig zeigen soll, braucht es also auch Körbe, Arbeit, kleine Einkäufe und gewöhnliche Gespräche. Am Markt hat alles ein Gewicht. Selbst die eigene Aufmerksamkeit wiegt ein bisschen mehr, sobald sie bei einem wirklichen Menschen landet.

KAPITEL 15

Pfeffer mit Adresse



Hinter dem berühmten Namen stehen Pflanzen, Wissen und Arbeit.

Für manche Menschen beginnt Kampot in einer Pfeffermühle. Sie haben den Namen gelesen, vielleicht einen schwarzen Pfeffer probiert und sich dann gefragt, wo diese Gegend eigentlich liegt. Ich finde das eine sympathische Form der internationalen Bekanntschaft. Ein kleines Korn reist weit und bringt einen Ortsnamen mit.

Pfeffer ist allerdings nicht deshalb besonders, weil jemand einen schönen Namen auf eine Tüte schreibt. Kampot-Pfeffer besitzt eine geschützte geografische

Herkunft. Das bedeutet, dass Herkunft und festgelegte Produktionsbedingungen zusammengehören. Der Name ist an eine bestimmte Region und an die Regeln für das Produkt gebunden. Ein Aufkleber kann eine Landschaft nicht nachträglich an einen beliebigen Pfefferbaum versetzen.

Die festgelegte Herkunftsregion umfasst Gebiete in Kampot und Kep. Man sollte also auch hier nicht die Stadt, die Provinz und die genaue Produktionsregion in einen einzigen hübschen Ausdruck zusammenfalten. Die Stadt Kampot ist keine riesige Pfefferplantage, durch die zufällig Autos fahren. Hinter dem bekannten Namen stehen Anbauggebiete und Menschen, die ihr Handwerk verstehen.

Schwarzer, roter und weißer Pfeffer führen manchen Besucher zunächst zu der Vorstellung, es müssten drei vollkommen verschiedene Pflanzen sein. Die Unterschiede hängen wesentlich mit Reife und Verarbeitung der Beeren zusammen. Für roten Pfeffer werden vollständig reife Beeren ausgewählt. Bei weißem Pfeffer wird die äußere Hülle entfernt. Der Unterschied beginnt also vor der Mühle, nicht erst auf dem Etikett.

Damit ist meine kleine Erklärung der Sachlage bereits ziemlich weit gekommen. Ich bin Deutschlehrer und kein Ersatz für einen Pfefferbauern. Wenn ich darüber schreibe, möchte ich die Arbeit hinter dem Produkt sichtbar machen. Ich muss dem Gewürz dafür keine

wundersamen Eigenschaften zuschreiben. Geschmack ist beeindruckend genug.

Stellen Sie sich eine Pfefferpflanzung vor: Reihen mit Stützen, daran die kletternden Pflanzen, Blätter und Fruchtstände. Das Bild sieht ruhig aus. Es enthält trotzdem Arbeit. Pflanzen wachsen nicht nach einem Vertrag, den man einmal unterschreibt und anschließend in einen Schrank legt. Man muss sich kümmern, Bedingungen beachten, ernten und sorgfältig verarbeiten.

Bei diesem Gedanken erkenne ich eine allgemeine Gemeinsamkeit mit vielen Dingen, die mir wichtig sind. Ein Gebäude, ein Unterricht, ein gutes Produkt: Was am Ende leicht oder selbstverständlich aussieht, hat im Hintergrund seine Voraussetzungen. Ein fertiges Pfefferkorn macht keinen Vortrag darüber. Es wartet lediglich darauf, dass jemand es nicht gedankenlos behandelt.

Ich könnte mir einen deutschen Nebensatz als Pfefferpflanze vorstellen. Man setzt ihn an eine Stütze, sorgt für die richtigen Bedingungen und hofft, dass sich das Verb schließlich am richtigen Platz entwickelt. Das ist selbstverständlich eine unzulässige botanische Theorie. Für meinen Humor reicht sie. Für die Landwirtschaft überlassen wir die Zuständigkeit besser den Menschen, die wirklich davon leben.

Kampot macht mich auf solche Verbindungen zwischen Bekanntheit und Alltag aufmerksam. In der Ferne ist der

Name vielleicht eine Herkunft auf einer feinen Verpackung. Hier gehören zur Region Häuser, Wege, Familien, Schulen, Arbeit und ganz normale Fragen. Bekanntheit vergrößert den Namen. Sie macht den Alltag dahinter nicht automatisch einfacher.

Mir gefällt deshalb eine Haltung, die beides sieht. Man darf ein gutes Produkt bewundern und zugleich die Arbeit respektieren, die es möglich macht. Man darf Lust bekommen, eine Pflanzung kennenzulernen, ohne aus allen Menschen dort Darsteller in der eigenen Reisegeschichte zu machen. Ein freundliches Interesse kommt auch ohne große Bühne aus.

Für eine literarische Geschichte ist Pfeffer natürlich verführerisch. Er ist scharf, also muss gleich das Leben scharf sein. Er besitzt verschiedene Farben, also möchte der Erzähler daraus mehrere Lebensphasen machen. Ich bremsen mich an dieser Stelle vorsichtshalber. Mein Leben hat bereits genug eigene Würze. Ich muss nicht jede Mahlzeit zum Gleichnis ernennen.

Was ich am Kampot-Pfeffer mag, ist schon in der schlichten Idee enthalten: ein Produkt mit Herkunft. Eine Adresse, die man schmecken kann, weil eine Region und ihre Menschen daran beteiligt sind. Wer Kampot darüber kennenlernt, hat einen kleinen Anfang. Danach darf er sich gern umsehen. Das Korn kann ihm nicht den ganzen Ort erklären.

KAPITEL 16

Wenn die Sonne zur Arbeit geht



Die trockene Zeit hat andere Aufgaben als die Regenzeit.

In der Gegend von Kampot gibt es Salzgewinnung. Dieser Satz ist weniger berühmt als der Satz über den Pfeffer. Er führt jedoch zu einem ganz anderen Bild der Region: flache Becken, Wasser, Sonne, Salz und Arbeit. Während man beim Bokor nach oben blickt, richtet sich der Blick hier auf eine Landschaft mit viel Weite und sehr wenig Anlass, dramatisch die Gipfel zu zählen.

Salz macht sich im fertigen Zustand klein. Ein bisschen davon kommt ins Essen und fällt eher auf, wenn es fehlt

oder wenn es zu viel geworden ist. Die Arbeit davor hat eine andere Größenordnung. Wasser muss unter geeigneten Bedingungen verdunsten, Salz wird gewonnen und weiterverarbeitet. Die Sonne hat daran ihren Anteil. Menschen übernehmen die Aufgaben, für die ein Stern auch bei größter Anstrengung keine Hände bekommt.

Dieses Bild führt mich wieder zu den Jahreszeiten. Was für die Landwirtschaft hilfreich sein kann, ist für eine Arbeit, die trockene Bedingungen braucht, nicht automatisch im selben Moment günstig. Regen und Trockenheit haben keine allgemeine Bewertung, die für alle Betriebe, Familien und Pläne gleichermaßen passt. Ein Wetterwunsch kommt meistens mit einer bestimmten Tätigkeit im Hintergrund.

Wer im Urlaub sagt, es solle bitte überhaupt nicht regnen, äußert einen persönlichen Wunsch. Er hat damit noch keine vollständige Idee davon entwickelt, wovon die Gegend lebt. Das ist kein Grund, ihn auszuschimpfen. Es ist ein guter Grund, genauer zu erzählen. Bei Reis, Wasser und Salz sieht man schnell, warum dasselbe Wetter verschiedene Gesichter haben kann.

Ich stelle mir gern eine Sitzung vor, zu der jemand die Sonne, eine Regenwolke und einen Bauern einlädt. Der Salzarbeiter wäre ebenfalls dabei. Nach wenigen Minuten wäre klar, dass ein einfacher Terminplan nicht genügt. Der Moderator würde wahrscheinlich sehr

ernsthaft feststellen, man brauche eine ausgewogene Lösung. Die Wolke würde aufziehen. Die Sonne würde weiter scheinen, wo sie gerade durchkommt. Das Wetter nimmt bekanntlich selten an unseren Besprechungen teil.

Auch ohne diese erdachte Sitzung kann man die Zusammenhänge sehen. Ein Ort ist mehr als seine touristische Hauptansicht. Die flache Landschaft der Salzgewinnung, die grünen Anbauflächen und die bewaldeten Höhen gehören in dieselbe Region. Sie sind verschieden. Gerade dadurch erzählt Kampot mehr, als man bei einem einzigen bekannten Motiv erwarten würde.

Ich möchte kein Fachbuch über Salzproduktion schreiben. Dafür gibt es Fachleute. Mich interessiert hier der Perspektivwechsel: Arbeit, die mit einem bestimmten Wetter eng zusammenhängt. Wer so auf eine Landschaft schaut, findet in vermeintlich einfachen Bildern plötzlich viele Fragen. Wann passt das Wetter? Wie sind die Bedingungen? Welche Anstrengung steckt hinter dem kleinen Endprodukt?

Man kann das auch auf meinen Alltag übertragen, ohne die Tätigkeiten gleichzusetzen. Für meinen Unterricht brauche ich eine verlässliche Verbindung und einen Tag, an dem ich arbeiten kann. Die Menschen in der Salzgewinnung brauchen andere Voraussetzungen. Wir leben in derselben größeren Umgebung. Unsere

Wünsche für einen bestimmten Vormittag können trotzdem auseinandergehen.

Dieser Gedanke hilft gegen die Vorstellung, eine Region müsse sich nach dem Bedarf der Person richten, die gerade darüber schreibt. Ich habe hier Häuser gebaut, ich wohne hier und ich kenne einen Teil des Alltags. Das macht meine Perspektive persönlich. Es macht sie nicht zur einzigen gültigen Sicht auf Kampot.

In einem Bild der Salzfelder darf daher die Arbeit sichtbar sein. Ich möchte nicht nur eine glänzende Fläche zeigen, die wunderbar zu einem poetischen Satz passt. Wenn Menschen dort arbeiten, gehört ihre Tätigkeit dazu. Landschaft hat einen Zusammenhang mit Leben. Sonst wird sie in einem Buch sehr schnell zur Tapete.

Am Ende landet Salz wieder auf einem Tisch. Vielleicht direkt neben Pfeffer. Zwei kleine Dinge, hinter denen verschiedene Landschaften, Tätigkeiten und Bedingungen stehen. Man muss darüber nicht bei jedem Essen eine Rede halten. Aber wenn wir ein Buch über Kampot schreiben, dürfen sie den Platz bekommen, der ihnen zusteht.

Die Sonne geht dabei selbstverständlich nicht im arbeitsrechtlichen Sinn zur Arbeit. Sie scheint. Der Titel ist meine Angelegenheit. Die eigentliche Arbeit erledigen weiterhin Menschen.

KAPITEL 17

Der Bokor arbeitet ohne Termin



Der vertraute Blick darf sich mit den Wolken verändern.

Der fantastische Blick auf den Bokor war einer der großen Eindrücke meines Anfangs hier. Viele Dinge in einer Baugeschichte verlangen Erklärungen. Dieser Ausblick gehörte nicht dazu. Man sah hin und verstand.

Ein Berg im Hintergrund verändert die Wirkung einer Landschaft. Er gibt dem Blick einen Halt. Reisfelder, Hütten, das erste Haus: Dahinter lag etwas, das nicht gerade erst bestellt, geliefert oder gebaut worden war.

Ich empfand das als angenehm. In meinem eigenen Kopf war ohnehin genug in Bewegung.

Der Bokor ist Teil der Region, nicht mein persönlicher Dekorationsgegenstand. Auf und um das Berggebiet treffen Landschaft, Tourismus und bauliche Entwicklung aufeinander. Wer dorthin fährt, besucht keinen Ort außerhalb der Zeit. Auch dort gibt es Veränderungen. Ich möchte deshalb nicht das Bild einer vollständig unberührten Welt verkaufen.

Was ich beschreiben kann, ist mein Blick damals. Die Weite. Die Reisfelder. Die Silhouette im Hintergrund. Der Wunsch, dort zu leben. Es war ein guter Anfang für ein Haus und ein noch besserer Anfang für die Frage, was Zuhause überhaupt bedeutet.

Mit der Zeit wird ein großartiger Anblick vertraut. Das ist eine menschliche Eigenart, die man schade finden darf. Man gewöhnt sich an Dinge, für die andere extra anreisen. Irgendwann betrachtet man eine Landschaft und denkt gleichzeitig daran, dass noch eine Unterrichtsstunde beginnt.

Vielleicht ist deshalb ein Besucher manchmal nützlich. Er schaut hin und erinnert einen daran, was man selbst nur noch im Vorbeigehen wahrnimmt. In meinem Fall müsste er allerdings damit rechnen, dass ich nach einer Weile auch die Geschichte meiner Internetrechnung erzähle. Landschaft allein erklärt nicht alles.

Man kann den Bokor nicht auf eine zuverlässige Dienstleistung reduzieren. Wolken verändern den Blick. Licht verändert ihn. Die eigene Aufmerksamkeit verändert ihn ebenfalls. Einen Berg zu betrachten ist deutlich unkomplizierter als ein Projekt zu betreiben, aber nicht jeder Tag liefert dasselbe Bild.

Ich mag daran, dass ich nicht alles beeinflussen muss. Für den Unterricht brauche ich Vorbereitung. Im Familienalltag brauche ich Verlässlichkeit. Beim Blick auf einen Berg darf ich gelegentlich einfach schauen.

Das klingt bescheiden. Für einen Menschen, der nach und nach zwölf Häuser, einen Minimarkt und ein Resort gebaut hat, ist »einfach schauen« jedoch keineswegs die erste automatisch verfügbare Einstellung.

Beim Blick auf den Berg muss ich auch nicht entscheiden, ob ich gerade an früher denke oder an heute. Die Gegend hat sich verändert, mein Leben ebenfalls. Der Bokor verbindet beide Abschnitte auf eine Weise, die ich sehr mag. Er gehört zum Anfang mit dem Wohnhaus und zur Gegenwart mit Laura und Unterricht.

Das heißt nicht, dass mir jeder Blick dieselbe Empfindung gibt. Ein Mensch bringt sich selbst mit. An einem guten Tag sieht er eine Landschaft anders als an einem schweren. Die Wolken können gleich aussehen und trotzdem mehr oder weniger Raum im eigenen Kopf bekommen. Wer Landschaft beschreibt, beschreibt oft auch ein kleines Stück seines Zustands.

Ich muss daraus keinen geheimnisvollen Zusammenhang machen. Der Berg weiß nichts von meiner nächsten Unterrichtsstunde. Er wird nicht freundlicher, weil ich einen schwierigen Tag habe. Seine Bedeutung entsteht für mich aus der langen Vertrautheit. Ich bin hier, sehe ihn und erkenne einen Teil meines Ortes wieder.

Vielleicht genügt genau das. Ein Bild, das über Jahre zu einem Alltag gehört. Nicht jeden Morgen ein großes Ereignis, aber immer wieder ein Bezugspunkt. Ich habe viel gebaut. Den Bokor habe ich nicht gebaut. Diesen erfreulichen Unterschied möchte ich im Rückblick unbedingt beibehalten.

Der Bokor hat dafür keinen Termin verlangt. Das rechne ich ihm hoch an.

KAPITEL 18

Hinter dem schönen Berg



Hinter der Silhouette liegt ein wirklicher Lebensraum.

Der Bokor ist für mich zuerst ein Blick. Als ich hier anfang zu bauen, gehörte seine Gestalt zu der Aussicht, die mich begeisterte. Ein Mensch kann sich sehr schnell an einen solchen Blick binden. Er steht nicht jeden Tag davor und ruft feierlich aus, wie fantastisch alles ist. Trotzdem bleibt etwas davon im Alltag. Der Berg wird vertraut, ohne gewöhnlich werden zu müssen.

Hinter dem Blick liegt eine wirkliche Landschaft. Bokor gehört zum Gebirgsraum der Elefantenberge. Dort gibt es bewaldete Hänge, Höhenlagen und ein Plateau. Es

handelt sich nicht um eine Dekoration, die irgendeine freundliche Stelle für das Stadtbild Kampots aufgestellt hat. Wald und Gelände besitzen Zusammenhänge, die auch dann bestehen, wenn gerade kein Besucher hinschaut.

Die Gegend ist als Lebensraum von Bedeutung. Die biologische Vielfalt ist ein eigener Grund, den Berg ernst zu nehmen. Man muss dafür weder ein Tier sehen noch bei einer Fahrt unbedingt eine besondere Begegnung erleben. Ein Wald verliert seinen Wert nicht, weil er dem Fotoapparat keine Attraktion innerhalb von zehn Minuten liefert.

Diese Geduld fällt Menschen gelegentlich schwer. Wir buchen Zeit, planen einen Ausflug und hoffen, dass die Landschaft zuverlässig etwas vorführt. Wenn Nebel aufzieht, betrachten wir ihn zunächst als Hindernis. Vielleicht ist er aber schlicht Teil dessen, was diesen Ort ausmacht. Der Berg ist kein Veranstalter, der unsere Anreise kennt und sich ein entsprechend sonniges Programm überlegen muss.

Ich kann schon vom Blick auf die Höhen aus erkennen, wie sehr Wetter den Eindruck verändert. Die Kontur erscheint deutlich oder weich. Ein Teil verschwindet hinter Wolken. Die Landschaft bekommt andere Farben. Sie ist dabei nicht plötzlich eine andere, nur weil mein Blick auf sie sich geändert hat. Diesen Unterschied möchte ich auch beim Erzählen nicht vergessen.

Stellen Sie sich für einen Augenblick einen stillen Wald dort oben vor. Feuchte Blätter, verschiedene Grüntöne, vielleicht ein kleines Gewässer, Licht, das nicht überall gleichzeitig ankommt. Dieses Bild ist eine landschaftliche Vorstellung, keine Behauptung über einen bestimmten Ausflug von mir. Es soll den Blick vom fernen Umriss in den Raum dahinter führen.

Man kann einen Berg aus der Ferne lieben und trotzdem nicht alle seine Wege kennen. Man kann in Kampot wohnen, ohne jede Unternehmung persönlich abzuheften. Ich halte das für eine angenehme Form von Ehrlichkeit. Ein Zuhause ist kein Wettbewerb, bei dem man für sämtliche erreichbaren Sehenswürdigkeiten einen Stempel sammeln muss.

Gerade mit meinen Krankheiten und Schmerzen ist mir dieser Gedanke wichtig. Ich muss nicht so tun, als würde ich täglich überall unterwegs sein. Die Bedeutung eines Ortes für mein Leben hängt nicht allein daran, wie viele Schritte ich an ihm gemacht habe. Ein Blick kann Teil des Alltags sein. Eine Landschaft kann mich begleiten, auch wenn ich sie nicht wie ein sehr sportlicher Reiseautor durchquere.

Zum Bokor gehören auch Veränderung und Nutzung. Die Frage, wie ein besonderer Naturraum geschützt wird und zugleich mit verschiedenen Interessen umgehen muss, ist keine kleine Frage. Ich werde sie in einem persönlichen Buch nicht abschließend lösen. Ich möchte nur, dass die Bewunderung nicht an der

hübschen Silhouette endet. Was schön ist, kann auch verletzlich sein.

Als ehemaliger Bauherr darf ich dabei nicht in eine bequeme Rolle schlüpfen. Ich habe selbst gebaut. Ich habe Räume verändert. Deshalb weiß ich zumindest grundsätzlich, dass Entwicklung nicht ohne Folgen stattfindet. Es wäre merkwürdig, den eigenen Anteil am Wandel zu feiern und jeden anderen Wandel ausschließlich aus der Ferne zu tadeln.

Mein Blick auf den Bokor enthält also mehrere Dinge: die Freude an der Aussicht, die Erinnerung an meinen Anfang hier und Respekt für die Landschaft dahinter. Das ist bereits eine ziemlich gute Gesellschaft für einen einzelnen Berg.

Wenn Sie Kampot kennenlernen, dürfen Sie ihn gern anschauen. Mit klarem Himmel ist er schön. Mit Wolken ist er ebenfalls da. Falls er sich vollständig versteckt, müssen Sie keine Beschwerde schreiben. Vielleicht hat die Landschaft an diesem Tag einfach beschlossen, ihre Konturen für sich zu behalten.

III · WETTER UND WIRKLICHKEIT

KAPITEL 19

Regen ist kein schlechter Charakter



Regen gehört zur Region. Verschiedene Menschen brauchen ihn auf verschiedene Weise.

Wer Kambodscha erlebt, begegnet Regen und Trockenheit nicht nur als zwei Begriffe in einer Reisebeschreibung. Das Wetter kommt in den Alltag.

Man kann ihm keine E-Mail schicken mit der Bitte, seine Angelegenheiten außerhalb der eigenen Arbeitszeit zu erledigen.

In Kambodscha unterscheidet man grob Regenzeit und Trockenzeit. Der Regen fällt nicht jeden Tag überall gleich, und die Trockenzeit bietet keine schriftliche Garantie, dass niemals eine Wolke auftaucht. Ein Kalender ist hilfreich. Ein Blick aus dem Fenster bleibt trotzdem eine gute Ergänzung.

Bei Reisfeldern gehört Wasser zur Arbeit und zur Lebensgrundlage. Wenn ein Besucher Regen ausschließlich als Störung betrachtet, sieht er einen Teil des Bildes. Wenn ein Bauer auf Wasser wartet, sieht er einen anderen. Beide können am selben Tag am selben Himmel stehen und sehr verschiedene Wünsche haben.

Das finde ich eine der nützlichsten Lektionen des Lebens hier. Die eigene Perspektive ist wirklich vorhanden. Sie ist nur nicht die einzige.

Der Regen kann eine geplante Unternehmung unangenehm machen. Zu viel Wasser kann auch ernsthafte Schäden verursachen. Ich werde daraus keine romantische Behauptung machen, nach der jedes Unwetter eigentlich ein Geschenk sei. Die Menschen, die anschließend etwas reparieren müssen, würden sich über diesen Satz vermutlich wenig freuen.

Gleichzeitig kann ich die Regenzeit nicht nur als schlechtes Urlaubswetter beschreiben. Landschaften

verändern sich, Grün wird deutlicher, und die Bedeutung von Wasser lässt sich nicht mit einem nassen T-Shirt abschließend erklären.

Für meinen Alltag ist entscheidend, was gerade möglich ist. Für den Unterricht zählt, dass ich vorbereitet bin und arbeiten kann. Ein Schüler braucht eine verständliche Erklärung. Er benötigt von mir keinen Vortrag darüber, ob die Wolke am Fenster sich korrekt verhält.

Humor hilft, solange er die Realität nicht wegschiebt. Man kann sich über den eigenen Wunsch amüsieren, das Wetter möge Rücksicht auf einen Termin nehmen. Man muss dafür niemanden auslachen, dessen Ernte bedroht ist oder dessen Wohnung Wasser abbekommt.

Wer Kampot besucht, darf sich gutes Wetter wünschen. Ich wünsche mir auch vieles. Der entscheidende Unterschied ist, ob man einen Ort noch interessant findet, wenn er sich nicht wie die bestellte Kulisse verhält.

Die Regenzeit verändert außerdem die Sprache, mit der wir über einen Tag reden. »Heute geht nichts« klingt sehr umfassend. Oft bedeutet es lediglich: Mein ursprünglicher Plan passt gerade nicht. Andere Dinge gehen durchaus weiter. Pflanzen, Arbeit unter einem Dach, Unterricht über eine Verbindung und Gespräche im Haus. Der Tag muss nicht als Ganzes ausfallen, weil ein Schauer die Aufgaben neu verteilt.

Das ist kein Aufruf, jede Schwierigkeit wegzulächeln. Wasser kann ernsthafte Probleme verursachen. Menschen müssen damit umgehen, und nicht jeder hat die gleichen Möglichkeiten. Gerade deshalb möchte ich die Regenzeit weder lächerlich machen noch wie einen besonders dekorativen Filter über die Landschaft legen.

Ein Reisfeld hat eine Geschichte mit Wasser. Ein trockener Sitzplatz ebenfalls. Die Bedürfnisse stehen nebeneinander. Wer beide sieht, versteht vielleicht besser, warum die Jahreszeiten hier mehr bedeuten als eine geeignete Farbe im Urlaubsplan.

Für mich gehört Regen deshalb zum Bild von Kampot, das ich zeigen möchte. Kein fremder Gast, der versehentlich in die Geschichte geriet. Ein Teil der Region. Die Bilder dürfen seine Kraft und seine Schönheit zeigen. Die Sätze erinnern daran, dass Menschen im selben Wetter sehr unterschiedliche Tage haben können.

Kampot hat Regen. Kampot hat Hitze. Kampot hat Menschen, die damit leben. Und ich bin einer davon, mit einem Unterrichtskalender, der für Wolken erstaunlich wenig Autorität besitzt.

KAPITEL 20

Die Trockenzeit trägt keine weißen Handschuhe



Auch die Trockenzeit besitzt ihre eigenen Farben und Anforderungen.

Wer Regenzeit sagt, meint häufig sofort Schwierigkeiten. Wer Trockenzeit sagt, klingt dagegen, als wäre damit die saisonale Hausordnung vollständig geklärt. Sonne, weniger Regen, gute Bedingungen für Pläne: fertig. In Wirklichkeit ist auch die Trockenzeit eine Jahreszeit und kein pauschales Versprechen auf Bequemlichkeit.

Die grobe Unterscheidung in Kambodscha lautet Regenzeit und Trockenzeit. Häufig werden Mai bis

Oktober und November bis April als Orientierung genannt. Die Orientierung ist nützlich. Einzelne Tage halten sich deshalb noch nicht an eine Liste. Ein Kalender kann den Himmel nicht durch freundliches Unterstreichen zu einem bestimmten Verhalten bewegen.

In der trockeneren Zeit verändern sich die Eindrücke. Landschaft kann andere Farben bekommen, Staub fällt stärker auf, und Wärme bleibt Wärme. Wer aus einem kühlen Land anreist, entdeckt vielleicht sehr bald, dass Sonnenschein nicht bloß eine positive Stimmung in einem Wetterbericht ist. Er hat Temperatur. Diese Eigenschaft bemerkt man spätestens, wenn man irgendwo ohne Schatten sitzt.

Ich finde die Begeisterung für Wärme durchaus verständlich. Auch ich habe mich nicht zufällig in Kambodscha niedergelassen. Allerdings ist das Wort »warm« sehr dehnbar. Es kann eine angenehm sonnige Terrasse beschreiben oder einen Moment, in dem jemand seinen Tagesplan nach dem Standort des nächsten Ventilators neu ordnet. Dieselbe Person kann beide Zustände erleben und dafür dasselbe Wort verwenden.

Ein Schattenplatz ist dann ein erstaunlich wertvolles Stück Architektur. Man braucht nicht immer eine spektakuläre Aussicht. Manchmal ist die angenehmste Aussicht die Innenseite einer schattigen Fläche, unter der man gerade steht. Wer diesen Gedanken klein findet,

darf ihn bei entsprechender Temperatur noch einmal prüfen.

Für ein Haus in Kampot sind solche Bedingungen Teil des Alltags. Die Sonne verändert, wann ein Platz angenehm ist. Luftbewegung spielt eine Rolle. Menschen finden ihre eigenen Gewohnheiten im Umgang damit. Das muss nicht romantisch klingen. Es ist normales Leben in einem bestimmten Klima. Man kann daran Gefallen finden, ohne ununterbrochen eine persönliche Beziehung zur Hitze erklären zu müssen.

Auch die Landschaft wird mit unterschiedlichen Augen betrachtet. Ein Besucher sieht vielleicht ein trockenes Feld und findet die Farbpalette weniger beeindruckend. Ein Mensch, der dort arbeitet, denkt an Anbau, Wasser und die nächste passende Zeit. Eine Saison bekommt ihre Bedeutung aus den Tätigkeiten, die in ihr stattfinden. Das gilt hier ebenso wie bei der Regenzeit.

Mein erster Blick auf die Gegend, in der ich baute, war vom Bokor und den Reisfeldern geprägt. Heute könnte ich diesen Blick auf verschiedene Weise beschreiben, je nach Wetter, Licht und Zustand der Felder. Die Landschaft ist nicht verpflichtet, das eine grüne Bild für immer zu halten, das man gern auf dem Umschlag sehen würde.

Für mein Buch ist das eigentlich eine gute Nachricht. Wir können verschiedene Bilder zeigen. Einmal grüne Felder, einmal gedämpfte trockene Farben, einmal die Feuchtigkeit nach Regen. Ein Ort wirkt glaubwürdiger,

wenn er mehr als ein einziges perfektes Gesicht haben darf. Ein Leben übrigens auch.

Wenn ich die Trockenzeit humorvoll beschreibe, möchte ich niemandem eine bestimmte Reisezeit vorschreiben. Menschen mögen unterschiedliche Dinge. Sie bringen unterschiedliche Pläne und Möglichkeiten mit. Mir geht es darum, die einfache Vorstellung von der völlig problemlosen Saison ein wenig zu lüften. Ein Ventilator eignet sich für dieses Bild ausgezeichnet.

Die Trockenzeit trägt keine weißen Handschuhe. Sie kann Staub mitbringen, Wärme und eigene Anforderungen. Dafür gibt es andere Möglichkeiten, andere Eindrücke, andere Tage. Das macht sie weder zur besseren noch zur schlechteren Person. Sie ist überhaupt keine Person. Das vergessen wir nur gern, sobald das Wetter nicht nach unseren Wünschen handelt.

Ich lebe hier mit den Jahreszeiten, nicht in einem dauerhaft geöffneten Ferienfoto. Für mich ist das kein Verlust. Es ist die wirkliche Umgebung meines Alltags. Selbst die schönste Postkarte würde irgendwann ziemlich eintönig, wenn man darin auf Dauer wohnen müsste.

KAPITEL 21

Das Dach übernimmt das Gespräch



Ein vorgestellter Verandamoment: draußen übernimmt das Dach das Gespräch.

Regen kann in einem Buch sehr elegant erscheinen. Er fällt sanft, berührt ein Blatt und führt den Erzähler zu einer leisen Erinnerung. In der Wirklichkeit hat Regen auch andere Ausdrucksmöglichkeiten. Er kann auf einem Dach so bestimmt auftreten, dass man das Gespräch mit ihm besser kurz vertagt.

Für dieses Kapitel dürfen Sie sich unter eine überdachte Veranda setzen. Vor Ihnen ein Garten, dahinter die Landschaft bei Kampot. Es beginnt zu regnen. Erst

einzelne Tropfen, dann mehr. Das Licht verändert sich. Pflanzen, Wege und Dachränder bekommen eine andere Aufmerksamkeit. Sie sitzen trocken und beobachten. Es ist eine vorgestellte Szene, kein protokollierter Nachmittag aus meinem Leben.

Dann wird das Geräusch stärker. Wer unter einem entsprechenden Dach sitzt, hört Regen nicht nur als Wetter, sondern beinahe als Wortmeldung. Das Dach übernimmt das Gespräch. Ein Mensch kann sich dazu Gedanken machen. Er sollte nur nicht damit rechnen, dass das Dach währenddessen höflich auf eine Sprechpause wartet.

Ich unterrichte Deutsch. Natürlich würde sich in dieser Situation eine Unterrichtsidee melden. Welche Verben passen zum Regen? Fallen, rauschen, prasseln. Schon steht die Sprache bereit und möchte der Landschaft helfen, sich zu erklären. Die Landschaft kommt meistens auch ohne diese Hilfe gut zurecht. Aber meine Schüler profitieren von einem Wort, das mehr meint als lediglich »nass«.

Es gibt einen Unterschied zwischen dem Anblick des Regens und seinen Folgen. Unter einem guten Schutz kann ein Mensch sehr zufrieden auf einen kräftigen Schauer schauen. Draußen muss jemand gerade trotzdem einen Weg zurücklegen, Ware transportieren oder die Arbeit anders organisieren. Die schöne Perspektive ist echt. Sie ist nur an den Platz gebunden, von dem aus man schaut.

Das ist mir beim Schreiben über die Regenzeit wichtig. Ich möchte sie nicht zur Katastrophe erklären. Ich möchte sie auch nicht mit schönen Sätzen so lange polieren, bis keine Unannehmlichkeit mehr übrig bleibt. Ein kräftiger Regen kann nützlich und störend sein. Derselbe Regen. Man muss für diese Aussage keine zwei verschiedenen Wolken erfinden.

In einer Reislandschaft gehört Wasser zum Zusammenhang. Die Felder, die ich von meinem damaligen Umfeld aus sah, waren nicht bloß eine grüne Fläche mit ästhetischem Auftrag. Landwirtschaft hat Bedürfnisse, Jahresläufe und Arbeit. Wenn der Regen kommt, betrifft er mehr als die Frage, ob jemand heute ein helles Foto vom Bokor bekommt.

Mir fällt bei solchen Gedanken auf, wie schnell wir aus einem eigenen Gefühl ein Urteil über den ganzen Tag machen. Ich bleibe trocken und finde den Regen schön. Ich muss gerade hinaus und finde ihn lästig. An der Wolke hat sich nicht unbedingt viel geändert. An meiner Aufgabe sehr wohl.

Dieser kleine Wechsel lässt sich im Leben ständig beobachten. Eine Baustelle ist für den Bauherrn Fortschritt und für jemanden daneben womöglich vor allem Geräusch. Ein Online-Gespräch ist für mich Arbeit und für eine andere Person im Haushalt etwas, worauf sie kurz Rücksicht nimmt. Wir teilen einen Ort, aber nicht immer dieselbe Tätigkeit im selben Moment.

Für den Humor genügt manchmal schon dieses Durcheinander von Zuständigkeiten. Ich sitze gedanklich auf der Veranda und möchte etwas erklären. Das Dach prasselt. Der Himmel beteiligt sich ohne Einladung. Der Bokor ist hinter Wolken verschwunden. Von den drei Teilnehmern scheint nur einer überhaupt einen Stundenplan zu besitzen. Selbstverständlich bin ich das. Der Stundenplan beeindruckt die anderen nicht.

Wenn der Schauer nachlässt, verändert sich die Landschaft erneut. Tropfen hängen, Flächen glänzen, Luft und Licht wirken anders. Ich muss keine besondere Erkenntnis darunter schreiben. Das Bild darf einmal ein Bild bleiben. In einem Buch, das viel erzählt, kann auch eine Illustration einen Moment lang die Arbeit übernehmen.

Genau deshalb sind mir ausdrucksvolle Bilder wichtig. Sie machen nicht nur eine Pause zwischen zwei Textblöcken. Sie erzählen Stimmung, Nähe und Wetter auf ihre Weise. Das Dach übernimmt das Gespräch. Das Bild darf zeigen, was dabei draußen geschieht.

KAPITEL 22

Drei Kilometer und eine ganze Welt



Da Dab Village: eine bildliche Annäherung an die Umgebung unseres Alltags.

Unser Dorf liegt etwa drei Kilometer von Kampot entfernt. Ich komme auf diese Entfernung zurück, weil sie so gut zu meinem Leben passt. Die Stadt ist nah. Mein Zuhause hat seine eigene Umgebung. Die Welt kommt über den Bildschirm dazu. Für einen Mann, der viele Jahre organisiert hat, ist das eine bemerkenswerte Mischung.

Da Dab Village, Andoung Khmer: Die Namen gehören für mich nicht in erster Linie auf eine touristische Liste. Sie

stehen für den Ort, an dem ich angefangen habe zu bauen und an dem ich heute lebe. Mit diesen Namen verbinde ich meine Erinnerung und meinen Anteil an der Entwicklung.

Als erster Ausländer, der hier gebaut hatte, war ich Teil einer Veränderung. Aber eine Nachbarschaft gehört nie allein zu dem Menschen, der am ausführlichsten darüber erzählt. Die Khmer-Nachbarn hatten ihre Familien, ihre Arbeit und ihre eigenen Vorstellungen. Besucher sollten ihnen dieselbe Selbstverständlichkeit zugestehen, die sie zu Hause für sich beanspruchen.

Ein Dorf ist kein Freilichtmuseum. Es gibt keinen Anspruch darauf, dass Menschen für eine vermeintlich authentische Erfahrung möglichst unverändert leben. Wer eine Gegend besucht, darf sich für sie interessieren. Er darf nur nicht erwarten, dass ihr Alltag nach seiner Vorstellung von Ursprünglichkeit gestaltet wird.

Ich habe das Dorf wachsen sehen und selbst zu diesem Wachstum beigetragen. Heute sehe ich mehr Gebäude als damals. Manche Veränderungen bringen Möglichkeiten, andere kosten etwas von der früheren Weite. Ich muss mich nicht für genau eine Empfindung entscheiden. Erinnerung und Gegenwart passen selten vollständig auf dieselbe Postkarte.

Für mich steckt der Reiz eines solchen Ortes in der Verbindung von Nähe und Weite. Man kennt eine Umgebung, und gleichzeitig kann man darin immer noch etwas neu wahrnehmen. Das ist etwas anderes als die

Begeisterung der ersten Woche. Es ist weniger spektakulär, aber oft genauer.

Wenn ich die Wahl zwischen einer werbewirksamen Beschreibung und einer ehrlichen habe, möchte ich die ehrliche. Sie darf trotzdem schön klingen. Kampot muss nicht fehlerfrei sein, um interessant zu sein. Unser Dorf muss nicht zum Geheimtipp erklärt werden, um mir etwas zu bedeuten.

Ich habe hier viel aufgebaut. Heute besteht mein Alltag aus anderen Schwerpunkten. Das macht die frühere Arbeit nicht kleiner. Es macht nur mein heutiges Leben deutlicher.

Die Entfernung von etwa drei Kilometern macht eine Verbindung möglich, ohne die Unterschiede verschwinden zu lassen. Das Umfeld, in dem ich baute, gehört für mich zu meiner Geschichte. Kampot bleibt die Stadt in der Nähe. Man muss sich nicht für genau ein Bild entscheiden. Das alltägliche Leben nutzt mehrere Bilder und merkt dabei kaum, wie großzügig es eigentlich erzählt.

Als ich anfang, war die Nachbarschaft offener und weniger bebaut. Heute steht anderes in meinem Blick. In der Erinnerung wandert man durch Zeiten, nicht nur durch Kilometer. Ein Ort kann deshalb sehr nah sein und beim Erzählen trotzdem einen langen Weg verlangen.

Mir gefällt, dass der Name Andoung Khmer diese Geschichte an einen konkreten Raum bindet. Er

verhindert, dass aus meinen Häusern eine unbestimmte tropische Anlage irgendwo wird. Da Dab Village ist die Schreibweise, mit der ich meinen Ort benenne. Leser müssen nicht alle Wege kennen, um zu verstehen, dass es eine wirkliche Umgebung meines Lebens ist.

Drei Kilometer sind also eine gute Orientierung. Für die ganze Geschichte reichen sie nicht als Erklärung. Man muss noch den Anfang, das Bauen, die Veränderungen und den heutigen Alltag dazugeben. Danach steht auf der Karte weiterhin ungefähr dieselbe Entfernung. Im Kopf ist mehr entstanden.

Drei Kilometer sind schnell aufgeschrieben. Eine ganze Welt passt trotzdem dazwischen: mein damaliger Bauplatz, unser heutiges Zuhause und die Stadt, die weiterlebt, während ich im Unterricht ein Verb nach hinten schicke.

KAPITEL 23

Urlaub ist eine andere Tätigkeit



Am Abend ist Kampot schön – und weiterhin eine Stadt mit Menschen.

Ich wohne in einer Gegend, die andere Menschen gern besuchen. Dieser Satz führt regelmäßig zu einem Missverständnis. Wer an einem schönen Ort lebt, müsse doch eigentlich jeden Tag Urlaub haben. Ich kann sehr schnell erklären, warum das nicht stimmt. Mein Unterricht beginnt nicht deshalb später, weil draußen Palmen stehen. Eine Aufgabe bleibt eine Aufgabe, selbst wenn man sie mit einem hübschen Hintergrund erledigt.

Kampot kann für einen Besucher eine Auszeit sein. Für mich ist es seit meinem Umzug zweitausendzweölf mein Lebensmittelpunkt. Ich habe hier gebaut, gearbeitet und Projekte entwickelt. Heute lebe ich mit Laura hier, unterrichte online und schreibe Bücher. Ich bewege mich nicht durch einen fortlaufenden Ferienkatalog. Ich habe einen Kalender.

Der Unterschied ist weder Vorwurf noch Enttäuschung. Menschen dürfen Urlaub machen. Ich finde es sogar schön, wenn Kampot ihnen gefällt. Sie können nach einem Besuch mit einer guten Erinnerung weiterreisen. Wer hier lebt, bleibt mit den weiteren Tagen. Das ist eine andere Beziehung zum Ort.

Man erkennt sie an einfachen Dingen. Ein Besucher fragt vielleicht, was man heute unbedingt sehen sollte. Eine Familie fragt eher, was heute gebraucht wird. Ein Reisender möchte eine schöne Stunde am Fluss. Ein Mensch, der arbeitet, muss zunächst seine Arbeitszeit beachten. Beide haben vernünftige Wünsche. Sie haben nur nicht automatisch denselben Tagesablauf.

Ich stelle mir gelegentlich eine erdachte Unterhaltung vor. Jemand sagt zu mir: »Du hast es gut. Du bist immer im Urlaub.« Ich antworte: »Sehr schön. Dann sagen wir das gleich den Schülern.« Bereits an dieser Stelle merkt man, dass Urlaub als Erklärung für mein Leben einige technische Schwierigkeiten hat. Die Schüler kommen nämlich, um etwas zu lernen. Sie haben keinen Ausflug in die Palmenkunde gebucht.

Auch die Dauer verändert den Blick. Am Anfang bemerkt man vieles, weil es unbekannt ist. Später bemerkt man manches, weil es sich verändert. Ein vertrauter Weg bekommt ein anderes Gebäude. Eine Gegend wird dichter bebaut. Der eigene Alltag entwickelt sich weiter. Was für jemanden von außen heute das erste Bild ist, liegt für einen Bewohner vielleicht in einer längeren Reihe.

Ich habe selbst zu dieser Entwicklung beigetragen. Das schützt mich hoffentlich vor einer allzu bequemen Pose: der ausländische Bewohner, der anderen erklärt, alles sei früher besser gewesen, nachdem er selbst schon kräftig gebaut hat. Die Erinnerung an Reisfelder ist mir wichtig. Die Erinnerung an meine eigenen Projekte ist ebenfalls wichtig. Ich kann nicht so tun, als hätten meine Häuser keine Fläche gebraucht.

Deshalb erzähle ich von Kampot aus meiner eigenen Position. Ich bin weder nur Gast noch Sprecher für alle Menschen hier. Ich habe eine Geschichte mit diesem Ort. Andere Menschen haben andere Geschichten, manche viel länger als meine. Ein guter Besucher hört möglicherweise mehr als eine davon.

Kampot macht Lust, weil es unterschiedliche Eindrücke bietet. Fluss, Stadt, Märkte, Landschaft, Anbau und der Blick auf den Bokor. Wer nur das Entspannte sucht, findet vielleicht schöne Momente. Wer bereit ist, auch Alltag wahrzunehmen, bekommt einen wirklichen Ort dazu. Mir gefällt die zweite Form von Bekanntschaft.

Dazu gehört, den eigenen Wunsch nach Besonderheit gelegentlich zu beruhigen. Nicht jede Begegnung muss später als unvergesslich beschrieben werden. Nicht jedes Essen muss das beste des Lebens sein. Man kann einen angenehmen Tag haben, ohne ihn im Rückblick zum weltweiten Sieger zu erklären. Ein Ort darf gut sein, ohne für sämtliche Erfahrungen eine Goldmedaille zu gewinnen.

Wenn Sie nach Kampot kommen, wünsche ich Ihnen solche guten Tage. Interesse, Zeit und offene Augen helfen. Vielleicht bleiben Sie länger, als Sie ursprünglich dachten. Vielleicht reisen Sie nach ein paar Tagen zufrieden weiter. Das ist Ihre Geschichte. Meine ist die des Mannes, der hier anfang, ein Haus zu bauen, und heute seiner Tochter und seinen Schülern Raum im Alltag gibt.

Urlaub ist eine andere Tätigkeit. Man sollte diesen Satz irgendwo auf ein Kissen schreiben. Anschließend darf der Urlauber sich darauf ausruhen. Ich bereite währenddessen meinen Unterricht vor.

IV · DIE WICHTIGSTEN VERBINDUNGEN

KAPITEL 24

Meine Tochter hat Vorrang



Laura ist mein Mittelpunkt. Sie bleibt dabei ein eigener Mensch.

Die wichtigste Person in meinem Leben ist meine Tochter. Das ist kein hübscher Satz für eine Buchseite. Es ist die Reihenfolge, nach der mein Leben geordnet ist.

Ich lebe allein mit ihr. Laura ist für mich der Mittelpunkt, und gleichzeitig ist sie ein eigener Mensch. Sie hat ihr Leben, ihre Gedanken und ihre Zukunft. Ein Kind ist nicht die Fortsetzung der Biografie seines Vaters. Man kann das beim Schreiben leicht vergessen,

wenn man alles aus der eigenen Perspektive erzählt. Ich möchte es nicht vergessen.

In meinen Büchern kommt sie vor, weil sie zu meinem Leben gehört. Aber nicht jedes Gespräch, nicht jede Sorge und nicht jeder persönliche Augenblick muss dadurch öffentlich werden. Liebe lässt sich auch zeigen, indem man eine Tür geschlossen lässt.

Ein gemeinsamer Alltag besteht nicht ausschließlich aus großen Gefühlen. Er besteht aus Aufmerksamkeit, Aufgaben und vielen kleinen Entscheidungen. Ich kann eine Geschichte über Häuser erzählen. Am Ende muss trotzdem unser Tag funktionieren. Ein früheres Resort beantwortet keine gegenwärtige Frage am Küchentisch.

Ich unterrichte Deutsch. Das ist ein Beruf, in dem man gern erklärt. Als Vater muss ich zusätzlich wissen, wann eine Erklärung reicht. Eine Tochter hat nicht automatisch einen zusätzlichen Sprachkurs gebucht, nur weil ihr Vater den Konjunktiv gut erläutern kann.

Ich stelle mir manchmal die denkbar ungünstige Version meiner selbst vor: ein Mann, der eine alltägliche Frage seiner Tochter zum Anlass nimmt, zunächst die Satzstruktur zu würdigen. Das wäre fachlich möglicherweise interessant. Für das Familienleben gäbe es vermutlich bessere Angebote.

Die Wirklichkeit unserer Beziehung ist mir wichtiger als jede literarische Pointe. Ich will für sie da sein. Auch an schwierigen Tagen. Meine Krankheiten und Schmerzen

machen den Alltag nicht leicht. Deshalb muss ich ehrlich mit meinen Kräften umgehen. Ich möchte sie begleiten, nicht so tun, als hätte ich unbegrenzt Energie.

Sie ist mein stärkster Grund, weiterzumachen. Das bedeutet nicht, dass sie für mein Befinden zuständig ist. Diese Verantwortung gehört nicht auf ihre Schultern. Sie darf Tochter sein. Sie darf ihren eigenen Weg entwickeln.

Wenn ich mir überlege, was von meinen Jahren hier wirklich zählt, kommen viele Dinge zusammen. Arbeit, Projekte, Erfahrungen, die Landschaft. Aber keine Liste endet für mich bei der Zahl der Häuser.

Manche Dinge über meine Tochter gehören trotzdem nicht ins Buch. Das ist kein Mangel an Nähe, sondern Respekt. Ich darf sagen, was sie mir bedeutet. Ich muss daraus nicht die Veröffentlichung jedes gemeinsamen Gesprächs ableiten. Ein Mensch kann die wichtigste Person im Leben eines anderen sein und zugleich seinen eigenen privaten Raum behalten.

Diese Zurückhaltung macht die Geschichte für mich nicht weniger persönlich. Sie hilft mir, bei dem zu bleiben, was ich selbst erzählen kann: meine Liebe zu ihr, meine Verantwortung als Vater, die Bedeutung unseres Alltags. Ich brauche keine erfundenen Antworten von Laura, um diese Dinge lebendig zu machen.

Unsere Bilder dürfen Nähe zeigen. Ein Blick am Tisch, gemeinsames Sitzen, ein Buch. Das sind illustrative Situationen. Sie sind keine nachträglichen Beweise dafür, wie ein bestimmter Nachmittag genau ablief. Die wirkliche Beziehung trägt den Gedanken. Das Bild gibt ihm eine sichtbare Form.

Wenn später jemand fragt, welcher Teil dieses Buches mir am meisten bedeutet, brauche ich deshalb keine lange Auswahlrunde. Laura kommt zuerst. Das heißt nicht, dass die anderen Kapitel wertlos wären. Es heißt, dass mein Maßstab klar ist. Ein gutes Zuhause erkennt man für mich heute vor allem daran, wer darin seinen Platz hat.

Ich kann sagen: Ich habe zwölf Häuser gebaut. Ich kann auch sagen: Ich bin ihr Vater. Der zweite Satz ist der wichtigere.

KAPITEL 25

Laura ist kein Kapitel am Rand

Es gibt eine Zahl, mit der sich meine Baugeschichte bequem erzählen lässt: zwölf Häuser. Für meine Tochter gibt es keine entsprechend bequeme Zahl. Sie ist die wichtigste Person in meinem Leben. Der Satz ist einfach. Was daraus im Alltag folgt, ist größer als der Satz.

Ich lebe allein mit Laura. Unser Zuhause ist der Ort, an dem verschiedene Teile unseres Lebens zusammenkommen. Meine Arbeit findet hier statt. Bücher entstehen. Wir haben unseren eigenen Alltag. Ich bin Vater, Lehrer und Autor. Die Rollen stehen nicht ordentlich getrennt in drei Zimmern und warten, bis man sie einzeln aufruft.

Als Lehrer bin ich daran gewöhnt, zu erklären. Ich halte das grundsätzlich für eine gute Eigenschaft. Als Vater muss ich zusätzlich darauf achten, dass nicht jeder Moment eine Erklärung benötigt. Manchmal möchte ein Mensch eine Antwort. Manchmal möchte er Aufmerksamkeit. Manchmal möchte er in Ruhe seine eigene Sache machen. Eine Tochter ist keine ständig fortgesetzte Unterrichtsstunde.

Laura hat ihre eigenen Gedanken und ihre Zukunft. Mir ist wichtig, dass das in diesem Buch sichtbar bleibt. Sie ist nicht die kleine Figur, die dem Vater am Schluss

eines schweren Kapitels ein schönes Gefühl überreicht. Sie ist meine Tochter. Ein eigener Mensch. Wenn ich sie in meiner Geschichte beschreibe, muss ich dabei wissen, dass sie nicht nur in meiner Geschichte lebt.

Natürlich bin ich stolz auf sie. Natürlich wünsche ich mir, für sie da zu sein. Diese Wünsche bekommen durch meine Krankheiten keine geringere Bedeutung. Sie werden eher konkreter. Ich kann meine Kräfte nicht beliebig aus einer Schublade nachfüllen. Deshalb muss ich überlegen, wie ein Tag gelingt, was möglich ist und worauf es besonders ankommt.

Ich möchte sie begleiten, ohne ihr meine Aufgaben zu übertragen. Dass ich Schmerzen habe, darf in diesem Buch stehen. Daraus folgt nicht, dass Laura als kleine Pflegerin erzählt werden soll. Sie ist ein Kind mit ihrem eigenen Leben. Die Bilder sollen uns als Vater und Tochter zeigen, nicht als ein Symbol, das alles Schwierige mit einer einzigen rührenden Geste erledigt.

Diese Grenze ist auch eine Form von Liebe. Ein Vater kann dankbar für die Nähe zu seiner Tochter sein, ohne sie dafür zuständig zu machen, seinen ganzen Tag zu tragen. Ich halte für sie durch. Dieser Satz beschreibt meinen Antrieb. Er ist kein Auftrag, den ich ihr erteile.

Wenn ich einen gewöhnlichen gemeinsamen Moment als Illustration denke, genügt mir ein Tisch. Ein Buch, vielleicht zwei Gläser Wasser. Zwei Menschen, die miteinander vertraut sind. Das Bild braucht weder eine riesige Anlage im Hintergrund noch eine dramatische

Musik im Text. Nähe muss nicht aussehen wie ein Ereignis, für das man Eintrittskarten verkaufen könnte.

Humor gehört für mich auch hier dazu. Ich stelle mir die denkbar ungünstige Lehrervariante vor: Die Tochter sagt etwas ganz Normales, und der Vater antwortet zunächst mit einer gründlichen Analyse der Satzklammer. Spätestens dann würde mein Beruf versuchen, die ganze Wohnung zu übernehmen. Ich hoffe, ich erkenne solche Übernahmeversuche rechtzeitig. Grammatik ist wichtig. Die Tochter muss trotzdem nicht bei jeder Äußerung automatisch die Prüfung bestehen.

Man kann als Vater viel erzählen und dabei sehr wenig zuhören. Man kann mit guten Absichten den Raum so füllen, dass für die andere Person kaum Platz bleibt. Diese Möglichkeit möchte ich nicht ignorieren. Ich weiß nicht alles besser, nur weil ich älter bin. Erfahrung ist nützlich. Sie ist kein dauerhaft gültiger Freibrief, alle Gespräche allein zu führen.

Meine Geschichte mit Kampot begann mit einem Wohnhaus und vergrößerte sich später um viele Projekte. Meine heutige Geschichte hat ein anderes Zentrum. Das lässt sich nicht durch die Zahl meiner früheren Gebäude ausdrücken. Ein Vater ist keine Bauübersicht mit zusätzlichem Familienabschnitt.

Laura ist kein Kapitel am Rand. Sie gehört in die Mitte des Buches, weil sie in der Mitte meines Lebens steht. Das bedeutet nicht, dass ich alles über sie öffentlich

erzählen muss. Manchmal ist gerade der einfache Satz der richtige: Ich liebe meine Tochter. Sie ist mir wichtiger als sämtliche Projekte, die ich aufgebaut habe.

Wenn ich darüber schreibe, darf es mich bewegen. Ich muss nicht sofort einen Witz hinterher schicken, um wieder ordentlich zu wirken. Für manches genügt, dass es wahr ist. Die zwölf Häuser können einen Augenblick warten.

KAPITEL 26

Fast alle meine Schüler



Mein Arbeitsplatz verbindet Kampot mit den Lebenswegen meiner Schüler.

Ich verdiene gut mit meinem Unterricht. Vor allem liebe ich meine Arbeit. Ich liebe fast alle meine Schülerinnen und Schüler. Das Wort »fast« lasse ich stehen. Es schützt diesen Satz vor einer unnötigen Heiligsprechung.

Meine Arbeit gibt mir viel. Ich begegne Menschen mit unterschiedlichen Zielen, Hintergründen und Schwierigkeiten. Manche möchten im Alltag sicherer sprechen. Andere brauchen Deutsch für ihren Beruf oder bereiten sich auf eine Prüfung vor. Für manche geht es

um medizinische Fachsprache. Sprache ist dabei selten nur Sprache. Sie kann eine Tür zu einem neuen Lebensabschnitt sein.

Ich unterrichte von Kampot aus. Ein Laptop und eine Verbindung schaffen eine erstaunliche Nähe. Auf dem Bildschirm ist jemand in einem anderen Land, aber im Gespräch zählt nicht zuerst die Entfernung. Es zählt, ob wir einander verstehen und ob die Erklärung hilft.

Gute Vorbereitung bleibt nötig. Palmen übernehmen keine Unterrichtsplanung. Der Bokor korrigiert keine Aufgabe. Und selbst eine besonders schöne Aussicht erläutert den Unterschied zwischen »obwohl« und »trotzdem« nur sehr unzureichend.

Mir gefällt, Fortschritte zu sehen. Wenn jemand etwas versteht, das vorher unklar war, hat das Gewicht. Ein Satz wird verständlich. Eine Antwort fällt leichter. Jemand traut sich, weiterzusprechen. Solche Veränderungen wirken von außen klein. Für die Person können sie sehr groß sein.

Natürlich gehört Wiederholung zum Unterricht. Ein Verb am Ende des Nebensatzes ist für manche Lernende offenbar ein langfristiges Beziehungsprojekt. Es verlässt seinen Platz, wir sprechen darüber, und beim nächsten Mal zeigt sich, ob es zurückgefunden hat. Ich bleibe geduldig. Meistens. Auch Lehrer sind Menschen mit einem Nervensystem.

Was ich sagen kann: Der Unterricht ist ein wichtiger Teil meines heutigen Lebens. Er gibt mir Struktur, Kontakt und Freude. Ich arbeite gern. Das ist keine beschönigende Behauptung über ein bequemes Leben. Ich habe Schmerzen und unterrichte trotzdem gern. Beides kann gleichzeitig wahr sein.

Am Anfang stand hier eine teure Verbindung für ein Haus. Heute gehen durch diese Verbindung Erklärungen, Fragen und Gespräche in die Welt.

Ich sehe auch, wie unterschiedlich Sprachlernen in einem Leben stehen kann. Für den einen ist es ein lange gehegter Wunsch. Für den anderen Teil einer beruflichen Veränderung. Jemand möchte sicherer sprechen, jemand eine Prüfung schaffen, jemand in einem schwierigen Gespräch passende Worte finden. Ein gemeinsamer Unterrichtsbegriff enthält sehr verschiedene persönliche Aufgaben.

Deshalb möchte ich meine Schüler nicht über einen einzigen typischen Lernenden erklären. Es gibt diesen Menschen nicht. Es gibt die Person, mit der ich gerade arbeite. Ich kann Erfahrung mitbringen und sie nutzen. Danach muss ich trotzdem aufmerksam sein. Eine neue Person ist kein ausgefülltes Formular aus der Vergangenheit.

Mir gibt diese Arbeit so viel, weil sie Bewegung enthält. Nicht immer große Sprünge. Manchmal einen kleinen Fortschritt, der vorher fehlte. Ein Satz gelingt. Eine Frage kommt klarer. Etwas macht weniger Angst. Ich

nehme solche Veränderungen ernst. Sie gehören dem Lernenden, nicht meinem Bedürfnis nach einer schönen Erfolgsgeschichte.

Dass ich von Kampot aus unterrichte, ist dabei ein besonderer Teil meines Berufsalltags. Die Umgebung bleibt meine Umgebung. Der Unterricht richtet sich an den Menschen auf dem Bildschirm. Ich kann beides zusammenbringen, ohne jeden Satz mit einer exotischen Aussicht versehen zu müssen. Eine passende Erklärung genügt meistens.

Dreihundert Dollar damals. Dreißig heute. Meine Begeisterung für die Arbeit lässt sich erheblich schlechter auf einer Rechnung abbilden.

KAPITEL 27

Der Nebensatz kennt keinen Sonnenuntergang



Der Nebensatz lässt sich von der Aussicht nicht beeindrucken.

Man könnte meinen, ein deutscher Nebensatz werde freundlicher, wenn man ihn von Kampot aus erklärt. Draußen stehen Pflanzen, in der Ferne liegt der Bokor, und die ganze Umgebung besitzt eine gewisse Überzeugungskraft. Der Nebensatz lässt sich davon wenig beeindrucken. Das Verb will weiterhin an die richtige Stelle. Eine Palme kann keinen Antrag auf Ausnahmegenehmigung stellen.

Ich unterrichte seit vielen Jahren Deutsch. Zu meiner Arbeit gehören Alltag, Beruf, Grammatik und Prüfungsvorbereitung. Auch medizinisches Deutsch und die Vorbereitung auf Fachsprachprüfungen sind Teil davon. Meine Schüler haben unterschiedliche Ziele. Ich möchte ihnen helfen, auf dem Weg zu diesen Zielen sicherer zu werden. Kampot ist der Ort, von dem aus ich das tue. Die eigentliche Aufgabe entsteht im Gespräch.

Eine gute Erklärung muss zu dem Menschen passen, der gerade vor mir auf dem Bildschirm sitzt. Das ist eine einfache Forderung mit einer Menge Arbeit dahinter. Was für den einen sofort klar wird, braucht beim anderen einen anderen Zugang. Langsamer sprechen ist manchmal hilfreich. Manchmal muss man anders erklären. Manchmal hilft ein Beispiel mehr als eine weitere vollständige Definition.

Für ein gedankliches Mini-Beispiel erfinden wir hier keinen bestimmten Schüler, sondern nur eine typische Unterrichtsfrage. Jemand fragt: »Warum steht das Verb dort?« Ich könnte darauf eine sehr lange Antwort geben, die sich fachlich ausgezeichnet anfühlt und dem anderen Menschen trotzdem nicht hilft. Oder ich könnte einen Satz zeigen, den wir gemeinsam verändern. Das zweite Verfahren besitzt gute Chancen, etwas in Bewegung zu bringen.

»Ich bleibe zu Hause, weil es regnet.« Das Verb am Ende lässt sich sehen. »Es regnet. Deshalb bleibe ich zu Hause.« Jetzt steht es anders. Schon ergibt sich ein

konkreter Vergleich. Der Regen leistet damit freundlicherweise einen Beitrag zum Unterricht. Er bekommt allerdings keine Vergütung, und ich verspreche ihm auch keinen festen Stundenplan.

Solche Beispiele sind nützlich, weil Sprache nicht aus isolierten Regeln allein besteht. Man möchte etwas sagen. Die Form hilft dabei, den Gedanken verständlich zu machen. Wer nur Fehler sucht, kann leicht vergessen, dass auf der anderen Seite ein Mensch mit einer Absicht sitzt. Ich interessiere mich für die Absicht und für den richtigen Satz. Beides gehört zusammen.

Meine Geduld ist dabei keine Eigenschaft, die ich einmal vor vielen Jahren gekauft habe und seitdem ohne Wartung benutze. Sie gehört zur Arbeit. Wiederholen, neu erklären, zuhören, prüfen, ob etwas angekommen ist. Ich liebe meine Arbeit. Das bedeutet nicht, dass jeder Moment automatisch leicht ist. Man kann etwas gern tun und sich trotzdem anstrengen.

Ich liebe fast alle meine Schüler. Dieses »fast« bleibt im Buch stehen. Es klingt für mich wahrer als die Behauptung, ein Lehrer schwebe bei sämtlichen Begegnungen ununterbrochen in pädagogischer Glückseligkeit. Ich bin ein Mensch, kein Werbetext mit dauerhaft eingeschalteter Beleuchtung. Meine Wertschätzung wird dadurch nicht kleiner.

Online-Unterricht hat seine eigene Nähe. Man sieht einen Ausschnitt des anderen Lebens. Ein Gesicht, eine Stimme, manchmal einen Hintergrund. Die Entfernung

kann groß sein. Die Aufmerksamkeit ist trotzdem unmittelbar. Ein Mensch versteht etwas, stellt eine Frage, versucht es noch einmal. Für mich sind solche Momente wichtig. Sie geben der Arbeit ihren Sinn.

Ich verdiene gut mit meinem Unterricht. Ich finde es nicht widersprüchlich, diesen Satz zusammen mit meiner Freude an der Arbeit zu sagen. Eine Tätigkeit wird nicht weniger wertvoll, weil sie ein Einkommen ermöglicht. Mein Beruf gehört zu dem, wovon und wofür ich lebe. Ich muss dafür nicht so tun, als hätte ich die materiellen Fragen des Alltags vollständig überwunden.

An manchen Tagen stehen Schmerzen ebenfalls im Raum. Die Schüler wissen von meinen Krankheiten. Meine Arbeit ist deshalb nicht einfach eine Geschichte von ununterbrochener Leichtigkeit unter Palmen. Sie ist wirkliche Arbeit in meinem wirklichen Leben. Gerade deshalb bin ich dankbar, dass ich sie gern mache.

Der Nebensatz kennt keinen Sonnenuntergang. Wenn es draußen schön wird, bleibt die Frage nach »weil« und »deshalb« trotzdem dieselbe. Ich kann sie erklären, wir können dabei lachen, und am Ende ist vielleicht ein Satz sicherer geworden. Für einen gewöhnlichen Tag ist das ein ziemlich gutes Ergebnis.

KAPITEL 28

Die Bücher sitzen mit am Tisch



Schreiben und Alltag teilen sich einen Tisch. Das wirkliche Leben hat Vorrang.

Ich habe viele Bücher geschrieben. Grammatikbücher, Bücher für die Fachsprachprüfung und Romane gehören dazu. Ein Lernroman wurde beim Schubert Verlag veröffentlicht. Wenn ich diese Reihe nenne, klingt sie ordentlich. Auf einem wirklichen Schreibtisch sieht Schreiben gelegentlich etwas weniger ordentlich aus. Gedanken besitzen kein starkes angeborenes Bedürfnis nach sauber beschrifteten Ablagen.

Ein Buch beginnt für mich nicht mit der Frage, wie schwer es später im Regal stehen soll. Es beginnt mit einer Idee, einer Geschichte oder etwas, das ich erklären möchte. Vielleicht fehlt eine Übung. Vielleicht möchte ich einen Zusammenhang verständlicher machen. Vielleicht hat eine Landschaft eine Geschichte in Bewegung gesetzt. Dann steht etwas im Raum, das erst noch eine Form braucht.

Kambodscha gehört immer wieder dazu. Ich lebe hier. Natürlich beeinflusst das meine Stoffe, meine Bilder und meine Perspektive. Es wäre künstlich, so zu tun, als würde mein Alltag beim Schreiben höflich draußen warten. Der Blick auf den Bokor lässt sich nicht wie eine Jacke ablegen, nur weil man einen deutschen Satz beginnt.

Dabei finde ich Lernromane besonders interessant. Sprache kann eine Geschichte tragen, und eine Geschichte kann dazu führen, dass jemand weiterliest, obwohl er noch nicht jedes Wort kennt. Lernen muss nicht immer aussehen wie ein Blatt, auf dem ausschließlich Lücken wohnen. Ein Mensch kann neugierig auf eine Figur sein und dabei zugleich mit Sprache arbeiten.

Dieses Buch über Kampot ist persönlicher. Es erzählt von meinen Projekten, meiner Arbeit und Laura. Es soll keine nachträgliche Sammlung angeblich wahrer Abenteuer werden, die ich nie berichtet habe. Meine wirklichen Eckpunkte reichen, um eine Geschichte zu

erzählen. Humor darf die Sätze beleben. Er darf nicht heimlich falsche Erinnerungen anlegen.

Die Bilder sind mir wichtig. Ausdrucksvolle KI-Illustrationen bringen Menschen, Landschaft und Stimmung in das Buch. Sie können einen Blick zeigen, einen regnerischen Tag oder die Nähe zwischen Vater und Tochter. Ein Text muss deshalb nicht weniger erzählen. Er bekommt eine andere Stimme dazu.

Ich möchte nicht, dass die Bilder nur als buntes Füllmaterial erscheinen. Ein beliebiges tropisches Motiv würde die Sache vielleicht hübsch machen, aber nicht unbedingt genauer. Wenn der Text von Kampot am Fluss spricht, muss das Bild keinen weißen Strand erfinden. Wenn es um unsere Gegend geht, gehört der Bokor als bewaldeter Höhenzug in die Landschaft. Wenn es um Laura geht, soll die Person aus der Vorlage erkennbar bleiben.

Das klingt nach Einzelheiten. Es sind genau die Einzelheiten, durch die ein Buch eine Beziehung zu seinem Gegenstand bekommt. Im Unterricht kenne ich denselben Grundsatz. Ein Beispiel, das wirklich passt, hilft mehr als eines, das nur ungefähr dasselbe Thema dekoriert. Wer etwas verständlich machen möchte, muss hinschauen.

Schreiben hat außerdem einen merkwürdigen Gegensatz: Es ist meine eigene Arbeit, aber ein Text möchte irgendwann gelesen werden. Bis dahin kann ich an einer Formulierung sehr lange herumdenken. Danach

landet sie bei einem Menschen, der vielleicht gerade nur wissen möchte, was als Nächstes passiert. Der Satz muss also sowohl mir gehören als auch für den Leser funktionieren.

Bei meinen Büchern kommen Schüler als Leser hinzu. Ich weiß, wie verschieden Menschen lesen. Manche bleiben an jedem unbekannten Wort stehen. Manche folgen zunächst der Geschichte. Manche wollen Erklärungen. Manche merken sich ein Bild schneller als eine Beschreibung. Das alles beeinflusst, wie man verständlich schreibt, ohne alles flach zu machen.

Die Arbeit an einem Buch gibt mir viel. Ich beschäftige mich mit einer Aufgabe, forme etwas und sehe, dass ein Gedanke weiterkommen kann. Auch an schwierigen Tagen kann Schreiben ein Teil meines Lebens sein. Es beseitigt meine Krankheiten nicht. Es macht jedoch einen Unterschied, wenn der Tag nicht nur aus ihnen besteht.

Am Tisch sitzen also gewissermaßen die Bücher mit. Die bereits geschriebenen und die noch nicht fertigen. Manche wollen ein neues Kapitel, andere eine Erklärung. Keines darf vergessen, dass Laura nicht nur eine Figur zwischen zwei Seiten ist. Sie ist meine Tochter, und das wirkliche Leben kommt vor dem nächsten Absatz.

Vielleicht liegt darin die schönste Grenze des Schreibens: Ich darf vieles in ein Buch bringen. Ich muss nicht alles zu einem Buch machen. Eine Geschichte kann groß genug werden und trotzdem Platz für das lassen, was wir einfach miteinander leben.

V • WEITERLEBEN

KAPITEL 29

Krank ist krank



Ein stiller Tag darf sichtbar sein. Krankheit erklärt nicht den ganzen Menschen.

Ich habe Diabetes, Krebs und Parkinson. Ich leide jeden Tag unter starken Schmerzen. Diese Sätze sind eindeutig. Ich muss ihnen keine künstliche Dramaturgie hinzufügen.

Krankheit verändert einen Alltag. Sie betrifft Kräfte, Beweglichkeit und die Frage, wie viel an einem Tag möglich ist. Sie kommt auch dann vor, wenn der Wohnort schön ist. Eine Landschaft kann einem viel

bedeuten. Sie ist trotzdem keine medizinische Behandlung.

Meine Schüler wissen von meinen Krankheiten. Ich muss mich im Unterricht nicht als ein anderer Mensch ausgeben. Ich möchte ernst genommen werden, mit meiner Arbeit und mit meiner Wirklichkeit. Dass ich gern unterrichte, bedeutet nicht, dass meine Schmerzen verschwunden sind. Dass ich Schmerzen habe, bedeutet nicht, dass mir meine Arbeit nichts mehr gibt.

Ich halte durch für meine Tochter und für meine Schüler. Das ist mein eigener Satz. Ich sage ihn nicht, um anderen kranken Menschen eine Aufgabe vorzuschreiben. Jeder Mensch hat andere Bedingungen. Was ich schaffen kann und was jemand anderes schafft, lässt sich nicht wie zwei Rechnungen nebeneinanderlegen.

Auch für mich ist Durchhalten nicht jeden Tag dieselbe Leistung. Manche Tage verlangen mehr. Ich möchte im Buch nicht nachträglich aus jedem schwierigen Morgen einen Triumph machen. Manchmal ist ein schwieriger Morgen einfach ein schwieriger Morgen.

Humor darf dabei bleiben. Ich bin krank geworden, nicht verpflichtet worden, jeden Satz mit feierlicher Stimme zu sprechen. Ich kann einen Gedanken komisch finden und im selben Moment Schmerzen haben. Mein Körper hat mir keine allgemeine Genehmigung zum Lachen erteilt. Ich habe beschlossen, dass ich sie nicht beantragen muss.

Es gibt allerdings Grenzen. Meine Krankheiten sind keine Pointe. Andere kranke Menschen sind auch keine. Worüber ich lachen kann, ist meine Art, mit Situationen umzugehen, mein Hang zum Organisieren oder die Vorstellung, ich müsse dem Leben nur eine ausreichend genaue Liste schicken.

Ich kann nicht alles ändern. Diesen Satz zu verstehen, ist leichter, als ihn jeden Tag zu leben. Aber ich kann entscheiden, was mir wichtig ist, wie ich meine Arbeit gestalte und was ich von mir öffentlich erzählen möchte.

Meine Tochter ist die wichtigste Person in meinem Leben. Meine Arbeit bedeutet mir viel. Kampot ist unser Alltag. Die Krankheiten gehören dazu. Sie sollen in diesem Buch sichtbar sein, ohne jede andere Seite zu überdecken.

Es gibt Tage, an denen das Wort »trotzdem« viel Arbeit leisten muss. Ich habe Schmerzen und möchte trotzdem arbeiten. Ich bin krank und möchte trotzdem für Laura da sein. Das Wort verbindet die beiden Seiten. Es beseitigt die erste nicht. Ich finde diese kleine grammatische Ehrlichkeit angemessener als eine Geschichte, in der Wille alle Grenzen abschafft.

Meine Schüler kennen meine Krankheiten. Dadurch muss ich nicht jeden schwierigen Tag vollständig überspielen. Ich bin als Lehrer für sie da und bleibe ein Mensch mit Bedingungen. Auch darin kann etwas Verlässliches liegen: dass man nicht eine völlig andere Person verspricht, als man tatsächlich ist.

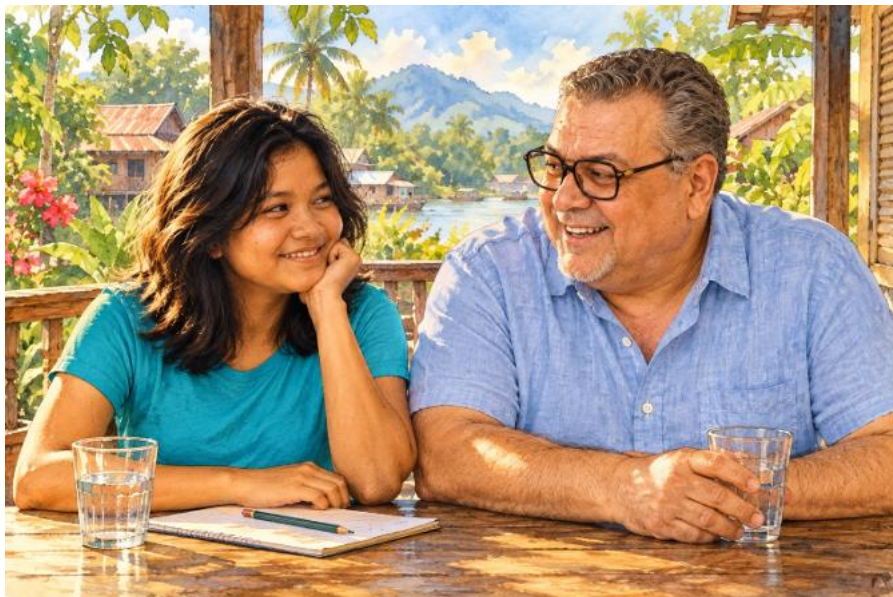
Ich möchte außerdem nicht, dass Leser meine Geschichte zu einer Vorgabe für andere Kranke machen. Jeder Mensch hat eine andere Lage. Meine Freude an der Arbeit und meine Gründe zum Durchhalten sind meine. Sie sind keine Messlatte für jemanden, der gerade andere Kräfte oder Möglichkeiten hat.

Für dieses Buch genügt mir die wahrheitsgemäße Verbindung: Krankheit gehört dazu, Arbeit gehört dazu, meine Tochter gehört dazu. Das Leben ist schwerer, als ein schönes Bild allein erzählt. Es ist zugleich größer, als die Krankheiten allein erzählen. Ich bleibe mit beiden Seiten sichtbar.

Ich sitze hier, ich unterrichte, ich schreibe. Und wenn ein Verb wieder an der falschen Stelle auftaucht, darf ich mich weiterhin darum kümmern. Wenigstens bei diesem Problem gibt es eine Grammatikregel.

KAPITEL 30

Lachen ist keine Schmerzskala



Ein gemeinsames Lachen muss nicht alles Schwierige erledigen.

Ich habe starke Schmerzen. Darüber kann ich lachen, wenn etwas anderes komisch ist. Diese beiden Sätze widersprechen sich nicht. Das wird gelegentlich unterschätzt. Als müsste ein kranker Mensch bei jeder Gelegenheit den passenden ernststen Gesichtsausdruck nachreichen, damit seine Krankheit glaubwürdig bleibt.

Diabetes, Krebs und Parkinson gehören zu meinem Leben. Ich kann sie nennen. Ich kann auch sagen, dass ich täglich unter Schmerzen leide. Humor nimmt daran

nicht heimlich eine Korrektur vor. Wenn ich über die frühere Internetrechnung lache, ist anschließend nicht deshalb ein anderes medizinisches Leben entstanden. Ich habe lediglich über die Internetrechnung gelacht.

Mir gefällt Humor, der den Menschen nicht kleiner macht. Über meine eigenen Vorstellungen darf ich gern lachen. Ein Mann baut ein Haus und entwickelt nach und nach noch elf weitere: Bereits diese Größenordnung besitzt Möglichkeiten. Man kann sie ernst nehmen und zugleich bemerken, dass der Ausdruck »eine kleine Nebenbeschäftigung« hier unter Druck gerät.

Bei den dreihundert Dollar für die erste Glasfaserverbindung genügt ebenfalls die Wahrheit. Man muss keine Geschichte über einen angeblich goldenen Router erfinden. Die Rechnung bringt genug Ausdruck mit. Heute dreißig Dollar. Damals dreihundert. Mein Gesicht muss bei diesem Vergleich nicht feierlich bleiben, damit die Zahlen stimmen.

Im Unterricht entstehen weitere Möglichkeiten. Die deutsche Grammatik liefert seit vielen Jahren zuverlässig Material. Ein Verb, das seinen Platz ständig verlässt, ein Artikel, der in drei Formen auftaucht, oder die Frage, weshalb eine scheinbar kleine Regel so viel Aufmerksamkeit verlangt. Ich möchte mit meinen Schülern lachen können, ohne über sie zu lachen. Der Unterschied ist groß und praktisch wichtig.

Ein Fehler ist kein Beweis dafür, dass ein Mensch lächerlich ist. Er zeigt, dass etwas noch nicht sicher

sitzt. Wer eine Fremdsprache lernt, wagt ständig etwas. Darüber kann man freundlich schmunzeln. Man sollte dabei immer noch verstehen, wie viel Mut in einer einfachen Antwort steckt, die in einer anderen Sprache ausgesprochen wird.

Auch als Vater ist mir diese Art von Humor wichtig. Laura soll im Buch nicht als Lieferantin besonders niedlicher Sätze erscheinen. Ich erfinde ihr keine passenden Bemerkungen, nur damit mein Kapitel eine Pointe bekommt. Unsere Nähe braucht keine Sammlung nachträglich zugeschriebener Dialoge. Ich kann selbst für die komischen Sätze zuständig bleiben.

Stellen Sie sich etwa den Vater vor, der einen besonders schönen Blick auf den Bokor ernsthaft als Hilfsmittel zur Unterrichtsvorbereitung betrachtet. Er schaut lange hinaus. Der Berg sieht hervorragend aus. Anschließend stellt der Vater fest, dass die Arbeitsblätter weiterhin leer sind. Diese erdachte kleine Szene wäre eine angemessene Zuständigkeitsprüfung. Die Landschaft hatte nie zugesagt, den Beruf zu übernehmen.

Solche Gedanken bringen Leichtigkeit in einen Tag, ohne seine Schwierigkeiten zu verleugnen. Ich brauche keine große Botschaft daraus zu machen. Ein Lachen darf klein sein. Vielleicht kommt es im richtigen Augenblick. Vielleicht kommt es heute gar nicht. Auch das muss möglich sein. Humor ist keine tägliche Pflichtaufgabe für Menschen, die ohnehin schon genug bewältigen.

Ich halte durch für meine Tochter und meine Schüler. Dieser Antrieb ist für mich wirklich. Er bedeutet nicht, dass ich jeden Tag auf die gleiche Weise stark sein muss. Das Wort »durchhalten« bekommt im Leben mehr Varianten, als auf einem schönen Spruch Platz haben. Es kann Arbeit bedeuten, eine Pause, ein Gespräch oder das Anerkennen einer Grenze.

Wenn ich öffentlich von meiner Krankheit erzähle, möchte ich kein Bild verkaufen, in dem Tapferkeit alles erledigt. Meine Schmerzen sind nicht nur ein dramaturgischer Abschnitt vor einem besonders hellen Schluss. Sie sind eine tägliche Wirklichkeit. Das Buch darf trotzdem hellere Stellen haben. Ein Leben enthält nicht nur einen einzigen Ton.

Lachen ist keine Schmerzskala. Es sagt nicht zuverlässig aus, wie viel ein Mensch gerade aushält. Es sagt zunächst, dass in diesem Moment etwas zum Lachen da war. Für mich ist das genug. Ich kann krank sein, meine Arbeit lieben, Vater sein und einen guten Witz erkennen. Alle vier Dinge gehören zu mir.

Und wenn mir gar nichts Komisches einfällt, ist immerhin die deutsche Satzstellung weiterhin verfügbar. Auf manche Grundlagen kann man sich verlassen.

KAPITEL 31

Kommen Sie mit offenen Augen

Wenn Sie nach Kampot kommen, wünsche ich Ihnen offene Augen. Natürlich dürfen Sie Fotos machen. Ich hoffe nur, dass Sie zwischendurch auch etwas ansehen, ohne es sofort für jemand anderen festzuhalten.

Schauen Sie auf den Fluss und auf die Stadt dahinter. Lassen Sie sich Zeit für die Umgebung, statt alles nur abzuhaken. Kampot und seine Region bieten verschiedene Eindrücke: Stadtleben, Landwirtschaft, den Bokor, Wege ins Umland. Was Sie daraus machen, hängt von Ihren Interessen und Ihren Möglichkeiten ab.

Ich möchte Ihnen hier keine feste Route verkaufen. Öffnungszeiten, Verkehrsbedingungen und Angebote ändern sich. Wer eine Unternehmung plant, sollte die aktuellen Bedingungen prüfen. Meine Erinnerung an einen Ausblick ersetzt keinen Wetterbericht, und dieses Buch ist kein Fahrplan.

Was ich empfehlen möchte, ist eine Haltung. Fragen Sie freundlich. Hören Sie zu. Wenn Sie Menschen fotografieren möchten, bitten Sie um Zustimmung. Eine Haustür ist keine Einladung, nur weil sie in einer schönen Umgebung steht. Reisfelder sind Arbeitsorte und Lebensgrundlagen, auch wenn sie auf einem Bild großartig wirken.

Das gilt selbstverständlich auch für mein Dorf. Dieses Buch ist eine Einladung, Kampot kennenzulernen. Es ist keine Einladung, ohne Absprache bei unserer Familie aufzutauchen. Ein Mensch kann gastfreundlich sein und trotzdem gerade Unterricht haben. Die Erklärung zum Passiv lässt sich schlecht unterbrechen, weil jemand spontan eine authentische Begegnung bestellen möchte.

Probieren Sie, was Sie interessiert, und behandeln Sie die Menschen vor Ort nicht als Dienstleister für jede einzelne Urlaubserwartung. Respekt ist praktischer als jede große Rede über kulturelle Offenheit. Er zeigt sich in kleinen Dingen.

Wenn es heiß ist, darf man das feststellen. Wenn es regnet, darf man enttäuscht sein. Man muss seine eigenen Bedürfnisse nicht ablegen, um einen Ort zu mögen. Es hilft nur, daneben Platz für den Alltag anderer Menschen zu lassen.

Ich mache Lust auf Kampot, weil ich den Ort aus meinem Leben kenne. Nicht, weil jeder Besuch automatisch wunderbar werden muss. Ein ehrliches Versprechen ist kleiner und haltbarer: Hier gibt es viel zu entdecken, wenn man sich wirklich darauf einlässt.

Und falls Sie den Bokor betrachten und dabei keinen Gedanken an einen Router verschwenden, genießen Sie diesen Moment. Sie haben dann vermutlich keine dreihundert Dollar monatlich für die erste Verbindung zu Ihrem Haus bezahlt.

Wenn dieses Buch eine Reise vorbereitet, soll es vor allem die Aufmerksamkeit vorbereiten. Praktische Bedingungen müssen Menschen für ihren konkreten Besuch aktuell klären. Mein persönlicher Blick hilft bei einer anderen Frage: Was könnte ich sehen, wenn ich mir Zeit nehme und nicht nur die bereits erwarteten Motive suche?

Vielleicht fällt Ihnen dann ein kleiner Laden stärker auf. Vielleicht sehen Sie bei einem Feld auch die Arbeit. Vielleicht schauen Sie auf den Bokor und denken nicht nur an ein Foto, sondern an den Raum hinter seiner Kontur. Das sind kleine Veränderungen des Blicks. Ich halte sie für einen guten Anfang einer Reise.

Sie müssen dafür keinen perfekten Reisenden darstellen. Neugier ist hilfreicher als Selbstdarstellung. Ein freundlicher Mensch mit offenen Augen kann viel entdecken. Wer etwas nicht weiß, darf fragen. Wer etwas nicht verstanden hat, darf noch einmal fragen. Als Lehrer kann ich diesen letzten Punkt selbstverständlich nicht ganz ohne berufliche Zufriedenheit formulieren.

Kampot wird Sie nicht in jedem Augenblick bedienen. Es ist eine Stadt mit eigenem Alltag. Genau darin liegt ein Teil des Reizes. Sie können Gast sein und zugleich bemerken, dass das Leben hier längst begonnen hat, bevor Sie ankamen, und weitergeht, wenn Sie wieder abreisen.

Manche Reiseerinnerungen sind landschaftlich. Meine sind gelegentlich auch buchhalterisch. Der Berg gewinnt trotzdem.

KAPITEL 32

Heute ist das Haus groß genug



Die wichtigste Verbindung in meinem Leben ist nicht aus Glasfaser.

Zwölf Häuser, ein Minimarkt und ein Resort gehören zu meiner Geschichte. Inzwischen sind diese Projekte verkauft. Ich lebe heute mit meiner Tochter in unserem Haus. Ich unterrichte. Ich schreibe. Ich habe Schmerzen. Ich habe Dinge, über die ich lachen kann. Keine dieser Aussagen nimmt der anderen ihre Wahrheit.

Wenn ich auf den Anfang zurückblicke, sehe ich das Jahr zweitausendzweölf. Den Umzug von Sihanoukville nach

Kampot. Mein erstes Wohnhaus hier. Die wenigen Khmer-Hütten in meiner damaligen Umgebung, die Reisfelder und den fantastischen Blick auf den Bokor. Ich sehe auch die lange Reihe von Entscheidungen, die sich im Nachhinein so mühelos in einen einzigen Satz verwandeln lässt.

Vielleicht ist das die größte Täuschung beim Erzählen. Ein Satz braucht Sekunden. Das Leben, von dem er handelt, brauchte Jahre. »Dann baute ich zwölf Häuser« klingt, als hätte ich zwischen zwei Tassen Kaffee einen besonders produktiven Vormittag gehabt.

Heute möchte ich keinen Wettkampf gegen meine eigene Vergangenheit veranstalten. Die Zahl der Projekte war wichtig für eine Phase meines Lebens. Die Bedeutung meiner Tochter lässt sich mit solchen Zahlen überhaupt nicht erfassen. Meine Freude am Unterricht ebenso wenig.

Ich arbeite gern und verdiene damit gut. Das darf man sagen. Man darf auch sagen, dass einem die Begegnungen mindestens so viel geben wie der Verdienst. Beides kann zusammenpassen. Freude an einer Arbeit wird nicht unglaublich, nur weil man dafür bezahlt wird.

Krankheit macht manches schwer. Ich werde am Ende dieses Buches nicht behaupten, nun sei alles leichter geworden. Ein fertiges Kapitel beseitigt keine Schmerzen. Aber es hält fest, dass mein Leben mehr enthält als seine Schwierigkeiten.

Es enthält Laura. Es enthält Schüler aus verschiedenen Ländern. Es enthält Kampot, unser Dorf und die Erinnerung daran, wie aus meinem ersten Haus weitere Projekte wurden. Es enthält den Mann, der einen Router sehr ernst nehmen kann und trotzdem weiß, dass die wichtigste Verbindung in seinem Leben nicht aus Glasfaser besteht.

Vielleicht erklärt das den Titel. Zwölf Häuser später bin ich noch immer hier. Anders als am Anfang, mit anderen Kräften und anderen Schwerpunkten. Ich brauche kein dreizehntes Bauprojekt, um diese Geschichte weiterzuführen.

Für heute ist unser Haus groß genug. Meine Tochter hat ihren Platz darin. Meine Arbeit auch. Und wenn ich etwas erklären möchte, darf es gern wieder ein deutscher Satz sein.

Vielleicht ist dieses Zuhause heute gerade deshalb groß genug, weil ich weiß, wie sich größere Projektlisten anfühlen. Ich muss die Vergangenheit nicht abwerten, um die Gegenwart zu schätzen. Die Häuser, der Minimarkt und das Resort gehören zu mir. Sie müssen nur nicht bei jeder Frage das erste Wort haben.

Das erste Wort bekommt manchmal mein Unterricht. Manchmal Laura. Manchmal leider der Schmerz. So ist ein wirklicher Tag zusammengesetzt. Eine geordnete Geschichte kann die Teile nacheinander erzählen. Im Alltag kommen sie häufiger gleichzeitig an. Ich sitze

dann nicht als fertig erklärter Mensch zwischen ihnen. Ich versuche, einen Tag zu leben.

Es hilft mir, wenn darin etwas entstehen kann. Ein verständlicher Satz, eine gute Unterrichtsstunde, ein neues Kapitel. Es hilft mir, dass meine Tochter da ist und ich ihr Vater bin. Es hilft mir, dass Humor nicht erst beantragen muss, ob er trotz allem anwesend sein darf.

Wenn das Buch hier endet, endet mein Tag nicht automatisch mit. Die Landschaft bleibt draußen, ein nächstes Gespräch wird kommen, und irgendein deutscher Satz braucht vermutlich noch sein Verb. Für eine Fortsetzung des gewöhnlichen Lebens sind das sehr brauchbare Voraussetzungen. Ich werde mich darum kümmern, so gut ich kann.

Der Bokor muss dafür nicht antworten. Er darf einfach im Hintergrund bleiben.

Noch ein Gedanke

Wenn Sie bis hierhin gelesen haben, kennen Sie weder jede Straße Kampots noch jede Einzelheit meines Lebens. Aber vielleicht wissen Sie jetzt, warum dieser Ort für mich mehr ist als ein schöner Hintergrund.

Kampot war ein Neuanfang. Da Dab Village in Andoung Khmer wurde der Ort meiner Bauprojekte und meines Alltags. Heute stehen meine Tochter und meine Arbeit im Mittelpunkt. Ich habe nicht vergessen, was ich aufgebaut habe. Ich muss nur nicht ständig etwas Neues bauen, um es weiterhin ernst zu nehmen.

Ich wünsche mir, dass dieses Buch Lust macht: auf Kampot, auf einen genaueren Blick und auf Geschichten, in denen Schönheit und Schwierigkeiten nebeneinander vorkommen dürfen. Wer hier lebt, lebt nicht automatisch im Urlaub. Das sollte mittlerweile geklärt sein. Falls nicht, empfehle ich die Kapitel über den Unterricht und die Internetrechnung noch einmal.

Meiner Tochter gilt meine Liebe. Meinen Schülerinnen und Schülern gilt meine herzliche Wertschätzung. Fast allen, selbstverständlich. Ich möchte die Glaubwürdigkeit auf der letzten Seite nicht gefährden.

Heiko R.

Erinnerungen und Hintergrund

Persönliche Grundlage

Der persönliche Teil dieses Buches beruht auf Heikos Angaben: Umzug von Sihanoukville nach Kampot und Bau des Wohnhauses im Jahr zweitausendzwoölf; damalige Nachbarschaft mit wenigen Khmer-Hütten und Reisfeldern; etwa drei Kilometer Entfernung zur Stadt; erster ausländischer Bauherr in seinem unmittelbaren Wohnumfeld; zwölf Häuser, Minimarkt und Resort; inzwischen verkaufte Projekte; erste Glasfaserverbindung für dreihundert US-Dollar monatlich, heute dreißig; Alltag mit Tochter und Online-Unterricht. Diese Aussagen sind persönliche Erinnerungen, keine unabhängig geprüfte Bau- oder Ortschronik. Der Ausdruck »Dorf gegründet« wird als Beschreibung seines Beitrags zur Entwicklung verwendet, nicht als amtlicher Gründungsanspruch.

Für die allgemeine Einordnung der Region wurde insbesondere die Veröffentlichung von PEMSEA zum Kampong-Bay-Flussgebiet herangezogen: »Kampong Bay River Basin: The Lifeline of Kampot Province« (GEF/UNDP/ASEAN, bereitgestellte Fassung zweitausendvierundzwanzig). Sie beschreibt den Flusslauf durch Kampot zum Golf von Thailand sowie die Bedeutung von Landwirtschaft, Fischerei und Tourismus. Alte statistische Angaben daraus werden hier nicht als aktuelle Zahlen wiedergegeben.

Die Unterscheidung von Regen- und Trockenzeit folgt der allgemeinen klimatischen Einordnung in FAO AQUASTAT, »Irrigation in Southern and Eastern Asia in Figures: AQUASTAT Survey 2011«, Länderprofil Kambodscha. Die häufig genannten Zeiträume Mai bis Oktober und November bis April sind grobe Orientierung, keine Wettergarantie für einzelne Tage oder Orte.

Die Darstellung des Kampot-Pfeffers wurde zusätzlich anhand der Produktspezifikation für »Mrech Kampot / Poivre de Kampot« im

Register der Europäischen Kommission sowie einer FAO-Darstellung der geografischen Herkunftsbezeichnung geprüft. Für die Einordnung des Bokor als bewaldeter Lebensraum wurde die Gebietsbeschreibung von Key Biodiversity Areas herangezogen. Aus älteren Erhebungen werden keine Tierbeobachtungen oder aktuellen Bestandszahlen abgeleitet.

Die offenen Reisebilder, gedanklichen Gespräche und Alltagsszenen dienen der literarischen Veranschaulichung. Sie sind keine zusätzlich behaupteten Ereignisse aus der Biografie. Angaben zu Preisen, Öffnungszeiten, Anreise oder einzelnen Betrieben sind kein Teil eines verbindlichen Reiseplans.

Quellen zum Nachlesen

PEMSEA

Kampong Bay River Basin: The Lifeline of Kampot Province.
Gebietsbeschreibung, bereitgestellte Fassung 2024.

[Quelle online öffnen](#)

FAO AQUASTAT

Irrigation in Southern and Eastern Asia in Figures. Survey 2011,
Länderprofil Kambodscha. Allgemeine Einordnung der Jahreszeiten.

[Quelle online öffnen](#)

Europäische Kommission

Produktspezifikation der geografischen Angabe Mrech Kampot / Poivre
de Kampot. Herkunft, Reife und Verarbeitung.

[Quelle online öffnen](#)

FAO

Geographical indication registration of Kampot pepper builds brand
recognition, raising producers' income and spurring local development.

[Quelle online öffnen](#)

Key Biodiversity Areas

Phnom Bokor, Gebiet 16682. Landschaft und Bedeutung als
Lebensraum. Ältere Erhebungsangaben werden nicht als aktueller
Tierbestand dargestellt.

[Quelle online öffnen](#)

Online-Quellen geprüft im Oktober zweitausendsechszwanzig. Persönliche
Angaben stammen vom Autor.

Zum Buch

Zwölf Häuser später
Meine Tochter, Kampot und ich

Autor: Heiko R.
Ausführliche illustrierte Buchfassung
Oktober zweitausendsechszwanzig

Persönliche Geschichten und Betrachtungen auf Grundlage der Angaben des Autors. Textgestaltung und redaktionelle Ausarbeitung mit KI-Unterstützung.

Sechszwanzig unterschiedliche KI-Illustrationen einschließlich Umschlag. Die Darstellungen von Heiko und Laura beruhen auf den bereitgestellten Bildvorlagen. Szenen, Häuser und Landschaftsansichten sind illustrative Annäherungen. Sie bilden keine bestimmten Ereignisse fotografisch ab.

Die Buchfassung enthält keine medizinischen Empfehlungen.